

Erstandene Stimmen

Evangelische Dichtung aus Schlesien nach 1945. Eine Untersuchung Zweiter Teil*

VON JOCHEN HOFFBAUER

Der Dichter und die Wahrheit

Zu diesem nicht minder unerschöpflichen und unauslotbaren Thema schrieb der Liegnitzer Dichter Horst Lange: *Vor allem aber ist es ein mir eingeborener Drang zur Wahrheit und Gerechtigkeit, den ich in meinem Fall als die wichtigste Grundlage jenes verzweigten und umständlichen Vorgangs bekennen muß, den man schriftstellerische Arbeit nennt, – denn ich bin der Meinung, daß jedes Werk, das ein Künstler erzeugt, heute wie immer, mit dazu beiträgt, die Existenz der Wahrhaftigkeit in dieser von Irrtümern erfüllten Welt zu verteidigen und aufrecht zu erhalten [...]*¹. Und in der Tat: Der Dichter hat die Diagnose seiner Zeit zu stellen; er muß in seinem Werk zeigen, wie und wodurch diese unsere Welt aus den Fugen geriet; er sollte mithelfen, das gestörte Verhältnis von Mensch zu Mensch und von Mensch zu Gott neu zu überdenken.

In diesem Bemühen gründet seine christliche und menschliche Aufgabe, wie immer er auch im Einzelnen dieses Bemühen versteht und bewältigt.

Diese unmittelbare Zeitaussage und dieses Bemühen finden wir nun auf Schritt und Tritt, wenn wir uns mit den neueren Werken evangelischer, aus Schlesien stammender Schriftsteller beschäftigen und auseinandersetzen.

Gerade die jüngeren Autoren unter ihnen jagen weder einer pseudo-romantischen »blauen Blume« nach, noch verschließen sie sich den Problemen und Nöten der Zeit und unserer Welt.

An Kriegsliteratur, die penetrant in Verherrlichung oder zumindest in Verharmlosung gipfelt, ist kein Mangel. Man erschrickt, wenn man die Büchertische gewisser Verlage und Versandbuchhandlungen zu Gesicht bekommt, und das in zunehmenden Maße, je größer der Abstand zu den

* Der erste Teil dieses Beitrags ist erschienen in: JSKG 71 (1992), S. 205–230.

1 Horst LANGE, Der Schriftsteller und die Wahrheit (Auszug). In: Erbe und Auftrag – Ostdeutsche Almanach, hg. f. d. »Künstlergilde« Eßlingen v. E. SCHREMMER u. H. GOTTSCHALK. Augsburg o.J. [1959], S. 48.

schrecklichen Ereignissen wird, die wir als Zeitzeugen noch miterlebten und mitdurchlitten. Wem die durchaus notwendige – wenn auch inzwischen gelegentlich bestrittene – »Fähigkeit zu trauern« noch nicht gänzlich abhanden kam², der wird auch bei den Autoren aus den östlichen Provinzen viele Belege und Nachweise finden, die seine Grundüberzeugung erhärten und vertiefen.

Ich denke zum Beispiel an die Erzählung »Die Leuchtkugeln«³ von Horst Lange, die Carl Zuckmayer⁴ als beste deutsche Prosadichtung aus dem letzten Krieg bezeichnet hat. Bereits 1943 niedergeschrieben, ist dieses erste deutsche Kriegsbuch aus dem Rußlandfeldzug, aus dem der 1971 in München verstorbene Autor schwerverwundet zurückkam, eine für den Leser unvergeßliche, faszinierende Darstellung der Welt des Ostens über die kurze und zumeist verzerrte Sicht des Politischen hinweg; geschrieben aus der geschärften Erfahrung der vordersten Front; souverän in seiner Kürze (170 Seiten), durchscheinend in seiner Klarheit, höchst präzise in den Formulierungen und Gedanken, aus ständigem Umgang mit dem Tod erwachsen:

Die Kirche sah noch größer und gewaltiger aus, jetzt, wo sie ganz allein in der Leere sich erhob. Sie schien einen anderen und dauerhafteren Bestand zu haben als alles, was die Menschen ringsum errichtet hatten. Man konnte das nicht nach Jahren berechnen und mit den Maßen der Zeit, wie sie uns zu Gebote standen. Es bezeugte eine Dauer, deren Grenzen wir nicht zu überlickern vermochten, und eine Beständigkeit, die das Wandelbare weit überragte, so weit, daß die Stellen, an denen sie endete, sich unseren Blicken entzogen, denn die Grenzen, hinter denen Gott sich verbirgt, kann niemand überschreiten, und auch der Anblick wird keinem gewährt [...]

Ich wählte eine Stelle vor dem Portal. Während wir nur mit dem Spaten auszuräumen brauchten, um die Sprengladungen in die Erde zu senken, während wir die Löcher verdämmten, und die Pferde und den Schlitten hinter die Kirche führten, damit sie in Deckung waren, während ich auf ein Brett, das ich aus den Kirchendielen gebrochen und mit dem Seitengewehr weißgehobelt hatte, mit Blaustift die Namen und die Daten und die Einheit malte, kam der Leutnant allein zurück [...] Die Sprengung lockerte das Erdreich so sehr, daß wir nur mit dem Spaten auszuräumen brauchten, um eine Grube zu schaffen, groß genug, um sie beide nebeneinander zu betten.

2 Vgl. hierzu: Alexander u. Margarete MITSCHERLICH, Die Unfähigkeit zu trauern. München, 1967.

3 HORST LANGE, Die Leuchtkugeln. Erzählung. Darmstadt, o.J., Lizenzausgabe des Scherz & Govers Verlag Stuttgart 1945 (Bürgers Taschenbücher 25).

4 Geb. 1896 in Nackenheim/Rheinhausen; gest. 1977 im Wallis/Schweiz. Vgl. Lexikon der Weltliteratur hg. v. Gero v. WILPERT, Bd. I, Autoren. 2. Aufl. Stuttgart 1975, S. 1789.

Der Leutnant faßte mit an, wir hoben sie von dem Schlitten, sie wogen so leicht, daß es mich tröstete, als ich es bedachte, wie sie in diesen steif gefrorenen Körpern ja gar nicht mehr anwesend sein konnten.

Wir wickelten sie in die Zeltbahnen und deckten sie mit Erde zu. Die Patriarchen und Engel auf der Wand blickten mit leeren Augen in die Ferne, als wüßten sie, wo sich die beiden jetzt aufhielten, ja, als könnten sie dort erkennen, wohin unser Blick ihnen nicht zu folgen vermochte, und wo sie auch unsere Gedanken nicht mehr erreichten.

Dann, als alles fertig war, als das Kreuz fest steckte und der Hügel, in dem sich Schnee und Erde vermischten, sich wölbte, zog ich die Leuchtpistole aus dem Koppel, lud sie und schoß eine Leuchtkugel ab. Ich sah dem kleinen, weißen Ball nach, der zischend und tanzend in den Himmel stieg, immer dünner wurde und endlich erlosch. Die anderen begriffen mich nicht und schüttelten verwundert die Köpfe. Der Leutnant blickte mich aus zusammengekniffenen Augen an und nickte zwei-, dreimal. Endlich gab er mit einer Handbewegung das Zeichen zum Gehen. Sie schwangen sich gleich auf den Schlitten. Die Pferde zogen an und trabten los, in einer leichten Gangart, als wüßten sie, daß sie nun eine lebendige Last hinter sich her zogen. Ich lief mit dem Leutnant hinterdrein. Wir schwiegen. Die Sonne stand im Mittag, ausgebleicht vom Frostdunst und wie eine riesige Leuchtkugel, von der man nichts weiter sagen konnte, als daß sie gleichmütig das Tote wie das Lebende erhellte und immer wiederkam und erlosch und von neuem sichtbar wurde, weil die Hand, welche sie in den Himmel geschleudert hatte, sie auch dann noch lenkte, als sie allein durch die Leere zu fliegen begann. (Geschrieben 1943)⁵.

Horst Lange wurde 1904 in Liegnitz geboren. Er zählt zu den bedeutendsten deutschsprachigen Dichtern unseres Jahrhunderts. Lange wollte zunächst Maler werden, und die in seinem Werk immer wieder anzutreffende sprachliche »Farbigkeit« kommt wohl aus dieser malerischen und bildnerischen Grundbegabung. Von Lebensweg und Werkgehalt her wäre Horst Lange im besten – und nicht etwa einengenden – Sinne ein »östlicher« Schriftsteller zu nennen. *Ohne mein Land bin ich nichtig*, schrieb er in einem seiner Gedichte.

Die eigentümliche Art seiner schwerblütigen, überrealen und vom Zeit- und Menschheitserlebnis unserer schicksalhaften Jahre erfüllten Dichtung ist der letzte direkte Ausläufer der schlesisch-östlichen Literaturtradition. Zugleich begegnen wir einem Menschen der wahrhaftigen Mitte: Literaturgeschichtlich zwischen modernem Surrealismus und ererbter östlicher Mystik stehend, zeitgeschichtlich zwischen verschiedenen Epochen

5 Vgl. LANGE, Die Leuchtkugeln (wie Anm. 3), S. 177–179.

(Expressionismus – Realismus) angesiedelt, die sämtlich ihre Runen und Eindrücke in Werk und Leben des Dichters hinterlassen haben.

Zugleich wird eine Brückenposition sichtbar, die sich aus den Gegebenheiten des Raumes (Niederschlesien) und den Erlebnissen dieser ersten Jahrhunderthälfte – zwei verlorene Weltkriege mit verheerenden gesellschaftspolitischen und wirtschaftlichen Folgen! – erschließt: Brücke zwischen Gestern und Morgen, zwischen Ost und West, zwischen Christentum und Humanismus⁶.

Anfang der dreißiger Jahre gehörte Lange dem Kreis der avantgardistischen literarischen Zeitschrift »Die Kolonne« in Berlin an. Sein episches Hauptwerk, der Roman »Schwarze Weide«⁷, das in der Altwäslerslandschaft der niederschlesischen Oder spielt, erregte bei Erscheinen im literarischen Deutschland jener Tage Aufsehen und erhielt zustimmende Kritiken. Der leider zu früh verstorbene Breslauer Germanist Werner Milch rechnete das Buch zu den drei großen Romanen der dreißiger Jahre. Und Joachim Günther schrieb zur Neuauflage in der Frankfurter Allgemeinen Zeitung⁸: *Wer das Buch seinerzeit las, kritisierte und für bedeutend hielt, wird ähnlich wie der Autor selbst, heute, bei seinem Wiedererscheinen Genugtuung empfinden, daß er sich nicht getäuscht hatte. Die Konstruktion des Baues hat gehalten, die Szenen sitzen, die Sprache ist so lebendig geblieben, als ob sie heute geschrieben wäre [...] Dennoch ist sein Schlesiertum nicht penetrant, nicht allzu anheimelnd, sondern eher von der kommenden Katastrophe magisch überschattet [...].*

Die bekannte Lyrikerin Oda Schaefer (1900 in Berlin geboren, 1988 in München gestorben), *Baltin ihrer Herkunft und ihrem Bekenntnis nach*⁹, seit 1933 mit Horst Lange in zweiter Ehe verheiratet, berichtet über die Entstehung des Romans¹⁰: *Die »Schwarze Weide« verdankt ihre Entstehung einer Zeitungsnotiz im »Berliner Tageblatt« der dreißi-*

6 Vgl. hierzu: Jochen HOFFBAUER, Hüte das Bild! – Liegnitz und seine Dichter. Ein Beitrag zur Literatur in Niederschlesien, Lorch 1985, S. 96–111, hier: S. 96.

7 Erschienen 1937 im Henry Goverts Verlag Stuttgart; Neuauflg. 1969 im Claassen Verlag, Hamburg-Düsseld.

8 Schutzumschlag-Verlagsanzeige zu: »Verlöschende Feuer«, Roman von Horst Lange. Stuttgart 1956, Scherz & Goverts Verlag. Aus dem Klappentext zu diesem Roman: *Dieses Buch handelt vom Krieg und ist gegen den Krieg gerichtet [...] Seinen Schauplatz, das langsam sterbende Berlin der letzten Kriegsjahre, entwirft Horst Lange in einer glutvollen, die Geschehnisse gebändigt durchdringenden Sprache [...]*

9 Vgl. Erik THOMSON, Bekenntnis zum Baltikum, in: Kulturpolitische Korrespondenz Nr. 700 v. 15. 9. 1988, S. 25. Vgl. Lexikon der Weltliteratur (wie Anm. 4), S. 1441.

10 Vgl. hierzu Oda SCHAEFER, Auch wenn Du träumst, gehen die Uhren, Lebenserinnerungen. München 1970, S. 273 ff.

ger Jahre. Es handelt sich um die alte, immer wieder faszinierende Geschichte vom Täter, den es ruhelos an den Tatort treibt [...]

Eine kleine Leseprobe soll Sprachmächtigkeit und Milieu-Echtheit verdeutlichen¹¹:

Noch nie hatte ich den Himmel so leer gesehen wie in diesen Tagen, die Geschwader der Zugvögel waren vorüber, es gab keine Wolken, und das Firmament zeigte nur am Morgen und am Abend stärkere Farben, metallische, zwischen Grün und Rot. Unabgeblendet glühte und zerschmolz sich die Sonne, und sie setzte die Horizonte, wenn sie ihnen nahe kam, in Brand; Osten und Westen loderten auf, ehe das Licht heraufzog, und bevor es unterging [...]

Horst Lange, der am Bauhaus in Weimar, danach Kunstgeschichte, Germanistik und Philosophie in Berlin und Breslau studiert hat, erlitt als Pionier-Gefreiter im Dezember 1941 vor Moskau eine schwere Kopfverletzung, die nach zwölf Operationen den Verlust des linken Auges verursachte. Er ist letztlich an den Folgen dieser schweren Verwundung 1971 in München gestorben. Schlesiens Landschaften werden uns in seinen Büchern lebendig bleiben¹².

Der breite, dunkle Strom, welcher Schlesien in zwei ungleiche Teile scheidet, – südlich die heitere, von Wäldern, Tälern und Bodenwellen gegliederte Hügellandschaft; nördlich die öde Ebene, sandige Heide und morastiges Bruch, das zu jenen Zeiten auf weiten Strecken fast ungangbar war, – wurde von den Truppenverbänden beim Morgengrauen erreicht. Das Wasser dampfte dichte Nebelschwaden aus. Das Strombett lag tief unter der flaumigen Hülle, die sich allmählich, indem sie sich leicht zu heben anfang, mit Sonnenlicht tränkte und in wechselnden Farbenspielen irisierte.

Dort, überm verschleierte Azur, ein milder Schimmer von Gold und Rosa, dünn und verblassend, gleich dem warmen Hauch auf der Haut einer Schlafenden, kurz vorm Erwachen, – da, in den Weiden und Erlen, die blauen Schattentücher der Nacht, die der Wind noch nicht fortgeblasen hatte, – und, unter all dem Unbestimmten und Schwebenden, der braune, feste Erdton des Septembers, das Sterben bedeutend, das diese Landschaften seit Wochen zusehends verfärbte [...].

11 Vgl. Anm. 7, hier: Erstes Buch »Gotthold Stanislaus Starkloff«, Kapitel »Herbstliche Abendröte«, S. 9–10.

12 Die Romane von Horst Lange erschienen seinerzeit im Henry Goverts Verlag Stuttgart. »Ulanenpatrouille«, aus dem dieses Zitat stammt, auch als rororo-Taschenbuch Nr. 445; S. 7 und als dtv-Taschenbuch Nr. 10617; Erstdruck 1940. – Bereits in diesem Roman schuf Lange einen ihm wesenseigenen Typus des Kriegsbuches, in dem sich die zeitgeschichtliche Wirklichkeit als naturgesetzlich-mythischer Vorgang ausdrückt. (Arno LUBOS, Geschichte der Literatur Schlesiens, Bd. III. München 1974, S. 292). Vgl. Lexikon der Weltliteratur (wie Anm. 4), S. 929.

Heinz Joachim Kieler¹³ legte ein wahrhaftiges und aufrüttelndes Rußlandtagebuch 1941/42 vor: »Noch ist es Tag«¹⁴. Das Wort »Versöhnung« zieht sich durch dieses schlichte und doch so eindrucksvolle »Tagebuch« wie ein roter Faden; eine Versöhnung aus den Kräften des Christentums, zu dem sich Kieler immer bekannte. Drei Textproben sollen dies belegen¹⁵:

Philipp, Tanias Großvater, zeigte mir heute eine alte russische Bibel. Ich hatte ihm mein kleines Neues Testament gezeigt. Er las mir in Russisch einige Stellen vor. Als er den Namen Jesus Christus aussprach, hielt er inne, sah mich mit seinen blanken Augen an und drückte mir die Hand, als wollte er mir zu verstehen geben, daß wir diesen Namen gemeinsam aussprechen. Er nennt mich beim Vornamen, und ich sage auch nur Philipp zu dem Alten [...].

Es ist Nacht. Nur die Petroleumlampe leuchtet an meinem Tisch. Ich habe Tania gebeten zu schlafen; sie liegt bei ihren Eltern und dem Großvater Philipp auf dem großen Ofen. Aber es ist, als sähe sie doch zu mir und zu den Kranken. Was ist es eigentlich, was mich mit ihr stärker als mit anderen Menschen verbindet? Ihre Welt ist die Einsamkeit, die Weite der russischen Landschaft, die Armut und ringsum die große Stille. Sie sagt selten ein Wort, das Schweigen ist ihre stärkste Kraft, und ich glaube, darin liegt unsere Verbundenheit. Gewiß ist sie ein einfacher Mensch. Aber was heißt einfach? Wenn ich sie fragen würde, ob sie mich liebt, würde sie wahrscheinlich ihren ganzen Zauber verlieren. Vielleicht würde sie in diesem Augenblick von sich selbst enttäuscht sein. Nein, sie darf weder erfahren, daß in mir sehr viel Licht zu ihr hindrängt, noch darf sie an das erinnert werden, was in ihr für mich leuchtet. – Die Augen des Menschen leuchten auf dem dunklen Untergrund seines Daseins. Je schöner sie leuchten, umso höher die Liebe, umso reiner der Geist, der ihn treibt. Tanias Augen leuchteten heute sehr hell [...].

Sie sind fort, alle: Punzel, Josef, Reinhold und Kirchhoff. Ich bin allein mit Philipp, Tania und deren Eltern. Unvergeßlich, mit welcher Dankbarkeit sich die Scheidenden von uns trennten: Händedrücken, Wünsche und Grüße. Der kleine Punzel war voller Rührung. Und wir anderen [...]? Alle nahmen wir Anteil am Fortgang der Kameraden [...] Sie versprechen, bald zu schreiben. Sie winkten, als sie in die Schlitten geschoben wurden, dann

13 Geb. 1911 in Striegau, kam mit sechs Jahren nach Waldenburg. Im Winter 1941/42 als Sanitäter auf einem Truppenverbandsplatz in Rußland, zeichnete das dort Erlebte in einem Tagebuch auf. – Nach dem Kriege als Religionslehrer in Singen/Hohentwiel tätig; dort 1971 verstorben. Vgl. LUBOS (wie Anm. 12) S. 347.

14 Witten/Berlin 1955, Geleitwort von Manfred HAUSMANN. – Neuaufl. 1958 u. d. T. »Auch in der Hölle ist Liebe«.

15 Ebd., S. 150–151; S. 155–156, S. 177–178.

schloß sich die Tür [...] – Der wachhabende Unteroffizier befahl mich für die heutige Nacht auf Feldwache. Ich hätte in den letzten Wochen genügend Zeit zum Faulenzen gehabt, sagte er. Ich erwiderte nichts.

28. Februar.

Es war eine herrliche Feldwache. Ein Meer von Sternen, die weite, glitzernde Schneefläche [...] Und Frieden weithin [...] Als die Sonne im Osten aufging, dachte ich an die Kameraden, die gen Westen fahren, wo sie untergehen wird. Aber noch ist es Tag.

In diesem Tagebuch herrscht zwar das Dokumentarische vor; das gerade erschüttert jedoch durch seine einfache, schlichte Art. Indem der Verfasser kaum oder nur selten reflektiert oder langatmige Kommentare gibt, sondern die furchtbaren Geschehnisse auf den Hauptverbandsplätzen wirken läßt, wird er glaubwürdig. Kieler hatte bereits 1930 zusammen mit seinem Freund Hartau – Rezitator, Schauspieler und Schriftsteller – einen Gedichtband herausgegeben (»... meine ersten und zugleich letzten Verse ...«)¹⁶.

In solchen Büchern mangelt es vielleicht an der heute so gebräuchlichen und erwünschten Spannung; jedoch nur für den Leser, der die inneren Spannungen nicht mehr registriert oder wahrnimmt. Derartige Bücher mögen auch nicht immer eine erholsame Sofalektüre sein. Sie vermögen uns Heutige, Nachgeborene zu erschrecken oder unangenehm zu berühren, sofern wir Betroffene sind. Und all dies, wovon berichtet wird, ist in diesem unseren Jahrhundert geschehen? Manchmal meinen wir, es lägen Welten dazwischen. So wird es aus verschiedenen Gründen recht gut sein, sich neu zu orientieren und zu lesen, wie es war – und wie es jeden Tag wieder sein kann, wenn wir nicht wachsam sind gegen uns selber und gegen andere.

Zu den wahrheitsgetreuen Chronisten jener schrecklichen Kriegsjahre gehörte auch der im November 1987 durch einen tragischen Unglücksfall ums Leben gekommene Pädagoge Werner Klose¹⁷, Verfasser zahlreicher zeitgeschichtlicher, bildungspolitischer Publikationen, lange Jahre mit dem Aufbau des Schulfernsehens betraut. *Werner Klose fand seine neue Heimat nach dem Krieg in St. Peter-Ording und widmete auch sein letzterschiedenes Buch der Nordsee-Geschichte von den Kelten und Germanen bis zur Umweltkonferenz zum Schutz der Nordsee*¹⁸. Sein 1960 entstandenes Hörspiel »Reifeprüfung« ist mehrfach gesendet worden.

16 Brief an mich vom 23. 2. 1971, aus Singen/Hohentwiel. Kieler verfaßte noch Dramen, Novellen und Hörspiele (u. a. »Luther«, 1945; »Zwingli«, 1945).

17 Geb. 1923 in Hünern; Jugendjahre im benachbarten Dorf Tempelfeld u. in Breslau, wo er bis zur Einberufung 1940 das Gymnasium besuchte. Vgl. LUBOS (wie Anm. 12), S. 349–350.

18 Dagmar v. MUTIUS, Werner Klose zum Gedächtnis – ein guter schlesischer Freund, in: Kulturpolitische Korrespondenz, Bonn, Nr. 674/675 v. 30. 12. 87, S. 25.

Begonnen hatte sein schriftstellerischer Weg mit dem Kriegs-Roman »Jenseits der Schleuse«, der die letzten Kriegswochen in seiner schlesischen Heimat aufgrund eigener Erlebnisse schildert. Der junge Leutnant Cornelius hat eine Oder-Schleuse zu verteidigen. *Die Schleuse ist das Zeichen. Ihre Tore öffnen sich, und der schwarze Nachen treibt in den offenen Strom – weit hinaus*¹⁹.

Über die das Land durchziehenden Flüchtlingsströme schreibt Klose²⁰:

Noch hatte niemand den Motor gesehen, der da Menschen, Tiere und Wagen gnadenlos vor sich hertrieb ... Frauen unbestimmbaren Alters saßen schwarz und grau verhüllt auf den Wagen oder schritten in den schweren Stiefeln der Männer gesenkten Hauptes neben den Leitpferden her ... Es wirkten diese Frauen in Haltung und Gebärde so unmenschlich uniform, so rückgebildet in versteinerte Vorformen des Lebens, daß er jäh erschrak vor dem Wissen davon, daß hier ganz neue Verbände im Sog des Unterganges trieben. Entzogen den kahlen Theorien der Generalstäbe, rückte hier ein Heer in Räume zu rätselhaften Bereitstellungen vor, aufgeboten, den Kampf in seiner Endphase fürchterlich zu führen, da er der Leitung des Menschen entgleitet und sich ins Elementare verliert [...]

Wir wollen glauben, daß am Ende des großen Brandes die Menschheit in eine bessere Form gegossen wird, spricht der Leutnant Cornelius²¹.

Nach seiner Pensionierung als Studiendirektor hatte Klose begonnen, an einem großen Roman der Generationen in Schlesien zu arbeiten: *Mein Arbeitszimmer ist bedeckt mit Kreiskarten von Schlesien und mit Karten aus Deutschland [...]* Die Vertreibung schlesischer Familien soll das erste Drittel des geplanten Romans zum Inhalt haben, das zweite ist die Zeit der Entwurzelung und Orientierungslosigkeit, im dritten Teil werden die Überlebenden sich »Heimat schaffen«, was so nur der Mensch kann [...] Indessen: Mit zwei umfassenden und fundiert geschriebenen Sachbüchern über die HJ und die Studenten hat Werner Klose zur Aufhellung und Beurteilung geschichtlich verhängnisvoller Zusammenhänge einen wesentlichen Beitrag geleistet²².

Gleiches persönliches Erleben in den letzten Kriegsjahren hat Hajo

19 Der Roman erschien 1953 im Heliopolis-Verlag Stuttgart.

20 Aus: *Jenseits der Schleuse*, nach: LUBOS (wie Anm. 12).

21 Über den biographischen Anteil an diesem Roman schrieb der Autor: *Obwohl ich schon damals schwerverwundet und frontuntauglich war, übernahm ich am 21. Jan. 1945 freiwillig das Kommando über eine Alarmkompanie [...]* Mit dieser kläglichen Truppe verteidigte ich tatsächlich die Schleuse an der Mündung der Glatzer Neiße in der Nähe von Schurgast bei Brieg. Briefl. Mitteilung d. Verf. an Arno Lubos. Vgl. a. DERS. (wie Anm. 12), S. 682.

22 Werner KLOSE, *Generation im Gleichschritt – Ein Dokumentarbericht*, Oldenburg 1964; Freiheit schreibt auf eure Fahnen – 800 Jahre deutsche Studenten, Hamburg 1967.

Knebel in seinem Roman »Jahrgang 1929« festgehalten. Auch er war – wie Klose – Pädagoge von Beruf.

*Dieses Werk ... ist der Roman einer Schulklasse, ihrer Lehrer und Schüler in den Jahren 1943 bis 1945, der Roman ihrer Irrungen und Fehler, meiner Ängste und Schwächen, unserer Gefährdungen, Versuchungen und Nöte, unseres Versagens und unserer Bewährung in der Zeit der Gewalt und des Krieges. Vom Menschen also will dieser Roman erzählen: vom Jungen des Jahrganges 1929 (der so hieß wie ich), von meinen Mitschülern und Kameraden, von bekannten (wie denen in diesem Buch) und unbekannten (deren Namen ich nicht weiß), von meinen Lehrern und Freunden, Nachbarn und Gefährten auf einer Wegstrecke meines Lebens, von den Menschen meiner Heimat Schlesien und der Zeit, als sich der große Sturm ankündigte und dann die Flut über uns hereinbrach: Unsere Schuld? Wessen Schuld? [...]*²³ So fragt Hajo Knebel²⁴ und in den 350 Seiten des flüssig geschriebenen Romans wird schon einiges deutlich von den Schuldverflechtungen, Versäumnissen und Tragödien jener Jahre:

Ursulas Mutter hatte schon alles gepackt. Es war nicht viel Gepäck: ein Schließkorb, zwei Koffer, die Decken. Ich half, die Sachen zum Bahnhof zu tragen. Es war wieder kälter geworden. Vereinzelt fielen graue Flocken. Das Schießen war nun ganz nahe gerückt. Ursula weinte. Ich sagte: »Nicht traurig sein, Ursula. Wir sehen uns doch wieder.« Ihr Weinen wurde heftiger. Ich sagte: »Ich fahr ja noch ein Stück mit.« – »Wie weit?«, fragte Ursula hoffnungsvoll und klammerte sich an mich. Ich sagte: »Bis Kohlfurt.« Ihr Lächeln zerbrach. Ihre Schultern bebten. »Nicht weiter?«, sagte sie und bat: »Komm doch mit. Komm doch mit uns. Das fällt doch gar nicht mehr auf in dem Durcheinander. Und wenn schon: Du bist noch so jung. Wir sind noch so jung. Sie können dir nichts tun.«

Ich sagte: »Ich kann doch die Kameraden nicht im Stich lassen und einfach abhauen.« – »Und ich?«, fragte Ursula. Aber ich schwieg und auch sie verstummte; der Zug rollte an, ein fast leerer Güterzug, schob sich langsam aus dem kleinen Bahnhof hinaus, gewann dann schnell freie Fahrt. Vorbeihuschende Wälder. Westwärts strebende Treckkolonnen. Das vertraute Bild. In Bunzlau überfüllte Bahnsteige. Schreiende, um sich schlafende, verzweifelte Menschen. Röhrende Lautsprecher. Vibrierende Achsen. Die Wagen erstürmende Menschen. Qualvolle Enge. Langsames Anrücken des langen Zuges. Langsames Hinausstehlen aus der Halle. Der

23 Klappentext (vom Autor) zu: Hajo KNEBEL, Jahrgang 1929. Roman. München 1962 (2., überarb. Aufl. 1988).

24 Geb. 1929 in Bunzlau; jetzt in Simmern/Hunsrück. – Knebel verfaßte auch mehrere Arbeiten über das pfälzische Heimatgebiet, insbes. über den Hunsrück. Herausgeber vieler Anthologien und Sammelbände. Vgl. LUBOS (wie Anm. 12), S. 347–348.

Viadukt über den Bober. Wieder Wälder. Wälder und Heide. Die zuckenden, heißen Hände Ursulas. Ihre wispernde, beschwörende Stimme: »Komm doch mit uns, komm doch mit [...]« Meine Antwort: »Es geht wirklich nicht, Ursula.« Die Stimme ihrer Mutter: »Kind, es geht wirklich nicht. Mach es uns doch nicht schwerer, als es ohnedies ist.« Ursulas Schluchzen. Ursulas Gesicht, ganz nahe und doch schon entrückt. Der Kohlfurter Bahnhof. Ihr Aufschrei: »Günter, bleib hier, Günter [...]«

Das Losreißen, das Abspringen aus dem langsam gleitenden Zug, das Nachstarren hinter den roten, enteilenden Lichtern. Das dumpfe Pochen. Der schwere Stein in der Brust. Die Heimfahrt nach Schreiberhau. Der nächtliche Weg durch den Ort nach Scheundelwiese. Die Meldung bei Dr. Dr. Fleischel. Die erschrockenen Augen von Pusch bei meinem Bericht. Das Wachliegen in der Nacht. Die Gedanken: »Ursula, Ursula«. Die Fragen, die ohne Antwort blieben.

Der Wehrmachtsbericht am nächsten Mittag meldete: »Der Feind besetzte die Stadt Haynau und stieß mit einem starken Panzerkeil auf Bunzlau vor.« Und dann: »In der vergangenen Nacht führten die angloamerikanischen Luftstreitkräfte einen Terrorangriff auf Dresden durch.« Die durchsickernden Gerüchte in den Tagen danach: Dreißigtausend Tote, Hunderttausend Tote, zweihunderttausend Tote [...]

Ursula, dachte ich, Ursula. Keine Nachricht, kein Brief, keine Karte, keine Botschaft von Ursula. Schweigen stand um sie und wuchs wie eine Mauer. Lastendes Schweigen. Blasses Gesicht im Nebel. Schmerzliches Erinnern. Bittere Gedanken.

Ihre flüsternde Stimme, der Hauch ihres Atems: »Komm doch mit, Günter, komm doch mit uns.« Ihr entrücktes Gesicht. Ihre verschatteten Augen. Die Züge ihres Antlitzes hinter grauen Schleiern. Der entschwebende Klang: Ursula [...]²⁵

Die Sprache des Schriftstellers, gelegentlich nicht ganz frei von reportagehaften Zügen und deklamatorischen Passagen, ist im wesentlichen klar, unverstellt und zupackend. Verschleierungen und Modernismen liebt Knebel nicht. Eine Neigung zur expressionistischen Form bricht manchmal durch. Nicht nur die Schlesier werden von den erbitterten Kämpfen in der eigenen Heimat mit Bewegung lesen. Denn es kommt in diesem Roman über den Untergang Schlesiens nicht so sehr auf die Orte der Handlung an, sondern mehr auf das Generalthema, das immer wieder angeschlagen wird: Jugendidealismus in einer unmenschlichen Zeit; Jugend, die sich bewähren soll und langsam erkennt, daß sie nur »Material« ist in den Händen

25 Vgl. KNEBEL (wie Anm. 23), Kapitel »Martinswaldau: und zum letzten Mal Ursula« (Schlußpassage), S. 296–297.

unheimlicher Mächte und Personen²⁶. Eine stille Melancholie, dem Schlesier ohnehin eigen, zieht sich durch die Kapitel des Buches. Es ist – wie die meiste Nachkriegsliteratur der jüngeren Schlesier – erfreulich ehrlich und offen. Solches Schreiben ist in unseren geruhsameren, selbstgefälligen Zeiten nicht hoch genug zu veranschlagen²⁷.

Gleiches gilt auch für den zweiten Roman des Autors: »Martinswaldau«, der eine Zeitspanne von 40 Jahren umfaßt (1928–1968). *Unter dem Motto »Die Stunde flieht, der Tod kommt, der Schatten vergeht, das Licht bleibt« ist die Chronik entstanden nach vielen Berichten und Erzählungen der deutschen Bewohner von Martinswaldau und der jetzt polnischen von Szczytnica wie nach eigenen Erinnerungen des Verfassers, auch wenn dieses Dorf ein wesensloser Ort, der auf keiner noch so genauen schlesischen Landkarte zu finden ist*²⁸. Verdienstvoll und ungewöhnlich an diesem Roman bleibt der Versuch des Autors, die Geschichte eines fiktiven schlesischen Dorfes nicht 1945 mit der Vertreibung seiner deutschen Bewohner enden zu lassen, sondern diese unter der jetzigen polnischen Herrschaft weiterzuführen, wodurch eine Kontinuität deutlich wird, die ernsthaft nicht zu leugnen ist. Einfach gesagt: Das Leben ging und geht auch dort weiter, so schmerzlich diese Tatsache auch für manchen sein mag. So lautet denn auch die Überschrift des letzten Kapitels: »Epilog – 1968 – Günther K., oder: Es führt kein Weg zurück nach Martinswaldau«²⁹.

Auf das zu diesem Thema grundlegende und beispielhafte Werk von Kurt Ihlenfeld³⁰, »Wintergewitter«³¹, soll im Rahmen dieser Arbeit nicht näher eingegangen werden; da dies vom Verfasser bereits im Jahrbuch für schlesische Kirchengeschichte 1988 geschehen ist³². Es seien hier nur die letzten Sätzen dieses großen Romanes zitiert:

In der Nacht kommen die Sterne und bewegen sich uns zu Häupten. Es

26 Zu jung, um in jenen Jahren wirklich schuldig geworden zu sein; ohne Verantwortung an den Verbrechen meines Volkes in jener Zeit und doch nicht aus der Verantwortung dafür entlassen mein Leben lang ... Angehöriger der skeptischen, der verlorenen Generation; mißtrauisch gegen große Worte, allergisch gegen Phrasen [...] (Hajo Knebel). Vgl. LUBOS (wie Anm. 12), S. 348 u. 682, Zitat aus: Lehrer – Autoren der Gegenwart, hg. v. K. S. HAUSER u. K. J. HIRTLE, Garmisch-Partenkirchen 1969, S. 95.

27 Vgl. hierzu: Schlesischer Heimatkalender 1969 von Dr. Karl Hausdorff im Karl Mayer Verlag Stuttgart, Bl. 35: Hajo Knebel (von Jochen Hoffbauer). Reihe »Das Zauberswort«.

28 Hajo KNEBEL, Martinswaldau, Eine schlesische Chronik. – Roman. München 1969, hier: Klappentext (Auszug).

29 Ebd. S. 291 ff.

30 Kurt Ihlenfeld, geb. 1901 in Colmar/Elsaß, gest. 1972 in Berlin, vgl. Lexikon der Weltliteratur (wie Anm. 4), S. 764.

31 Wintergewitter. Roman. Witten/Berlin. Erstausgabe 1951.

32 JSKG 1988, hier: Chronik eines Unterganges, von Jochen HOFFBAUER, S. 207–216.

*geschieht so viel, während wir schlummern. Aber wenn wir aufwachen, haben wir immer die eigensinnige Vorstellung, jetzt erst geschähe das Wichtigste, nämlich durch uns. Wir fürchten immer, wir versäumten etwas, wenn wir nicht wach sind. Durch diese schreckliche und rastlose Wachheit bringen wir die Welt um den Anblick des reinsten Vertrauens: Nämlich des still unter den Sternen ruhenden Schläfers*³³.

Wie Ihlenfeld war auch Hugo Hartung³⁴ durch Beruf und Neigung zum »Wahl-Schlesier« geworden. Er schrieb einmal darüber: *Hier fühlte ich mich vom ersten Tage an wunderbar daheim. Da war Vaterland in den anmutigen Waldbergen und den goldenen Felderbreiten, doch auch im dunklen Fachwerk mittelalterlicher Häuser und Mühlen – da war Mutterland im Glatzer Bergland mit seinen barocken Kirchen, und das Barocke noch gesteigert zu köstlicher Vollendung in der Architektur der Breslauer Kirchen und Kapellen. Und es gab so viele echte Behaglichkeit und herzliches Gutsein unter einfachen Menschen, daß man Schlesien zur Wahlheimat machen mußte. Noch enger aber band das Leid des Untergangs, der Zerstörung und der Austreibung mich an dieses Land, daß es vollends geliebte, verlorene, unvergessene Heimat geworden ist*³⁵. Und an anderer Stelle bekannte er: *Mein Leben ist an Wanderungen, Umwegen und dramatischen Zwischenspielen nicht weniger reich als das der meisten Generationsgefährten*³⁶. Aber daß er nach vierjähriger Tätigkeit als Chefdramaturg in Oldenburg im Kriegsjahr 1940 in gleicher Eigenschaft an das Breslauer Theater versetzt wurde und hier in der Landeshauptstadt den Untergang Schlesiens miterleben mußte, dürfte doch ein besonders dramatisches und – wie seine Bücher beweisen – nachhaltiges »Zwischenspiel« gewesen sein. Die notvollen, erschütternden Erlebnisse in der 1945 zur Festung erklärten Stadt Breslau bildeten die Grundlage für erste prosaistische Versuche: für die subtile Novelle »Der Deserteur oder Die große belmontische Musik«³⁷, vor allem für die beiden großen Romane »Der Himmel war unten«³⁸ und »Gewiegt von Regen und Wind«³⁹. Seiner Chronistenpflicht kam er mit den Tagebuchaufzeichnungen »Schlesien 1944/45« nach⁴⁰. *Wunderbar ist der*

33 IHNENFELD (wie Anm. 31), S. 822. Vgl. Lexikon der Weltliteratur (wie Anm. 4), S. 671.

34 Geb. 1902 in Netzschkau i. Vogtland, gest. 1972 in München.

35 Vgl. Anm. 27; Bl. 26: Hugo Hartung (von Jochen HOFFBAUER).

36 HUGO HARTUNG, Autobiographische Skizze, in: Ein Junitag. 4 Erzählungen. Stuttgart 1950 Reclams UB Nr. 7658.

37 München 1948.

38 München 1951.

39 München 1954.

40 München 1956. Eine achtbändige Gesamtausgabe der Werke von Hugo Hartung (darunter die in Anm. 37–40 genannten Titel als Bände 1 u. 2) wird gemeinsam vom

Osten meiner Erinnerungen sagt Hugo Hartung⁴¹, und in einem Brief schrieb er mir, daß er nur ein »gelernter«, wenn auch »liebender Schlesier« sei⁴². Davon zeugt nicht zuletzt die noch vor seinem Tode herausgegebene Monographie »Deutschland deine Schlesier«⁴³, in der Hartung mit Ironie und Sachverstand Land, Leute, Geschichte, Kunst und Kultur, Volkstum und Mundarten, Sagen, Märchen und Anekdoten präsentiert. Als Leseprobe sei hier ein Stück aus dem Erlebnisbericht »Der lange Weg zur Neiße«⁴⁴ wiedergegeben:

Wir strebten alle nach Westen und gingen doch in südlicher Richtung den Gebirgen zu. Man hatte uns in Breslau versichert, dort seien die Bahnlinien noch intakt und wir würden bald fahren können. Fürs erste mußten wir zu Fuß auf den Schienensträngen gehen und sollten bald genug erfahren, wieviel wohler Holzschwellen müden Füßen tun als die harten Eisenschwellen, auf denen man bei Regenglätte mit den Nagelstiefeln ausrutscht. Als wir am dritten Tag einen richtiggehenden Bahnverkehr fanden, glaubten wir, es geschafft zu haben. Aber der Zug fuhr nur eine kurze Strecke, von Königszelt bis Hirschberg. Und das Märchen dieser Stadt Hirschberg an jenem Tag werde ich nicht vergessen: daß da Straßenbahnen fuhren, wie wir sie nur noch als durchlöcherzte, zerfetzte Barrikaden kannten. Daß es Schaufenster gab mit Waren darin, Ladentüren, die klingend auf- und zugingen. Kurt und Schorsch taten eine von ihnen auf. Sie waren die ersten von uns, die bettelten, und kamen mit einem Brot zurück. Einem frischgebackenen Brot.

Wir fünf aßen das Brot auf einer Anhöhe über der Stadt. Da war Schlesien in allem Glanz und aller Schönheit um uns. Drüben Warmbrunn, der etwas altväterische, nobel kleine Badeort mit seinem herrlichen Park und der unvergleichlichen Gebirgskulisse, Hirschberg uns zu Füßen mit den köstlichen Laubengängen seines Rathausrings. Dahinter das großartige Panorama der sich aufgipfelnden Berge, von denen sich allein die königliche Koppe schon eine Nachtmütze aus Wolken übergezogen hatte. Berghinan aber, teils nur geahnt, all die bezaubernden Ferienorte: Saalberg und Hain, Kiesewald und Schreiberhau und mitteninne Gerhart Hauptmanns Agne-

Bergstadtverlag Würzburg und vom Schneekluth Verlag München herausgegeben. – Band 1 u. 2: 1988.

41 Aus: Osteuropäische Erinnerungen, in: Heimat – Erinnerungen deutscher Autoren, Tübingen 1965.

42 Vgl. hierzu das Einleitungskapitel »Hugo Hartungs letzter Gruß an Schlesien«, in: Sommer gab es nur in Schlesien – Heiteres und Besinnliches von Schlesischen Erzählern, Tübingen 1972, S. 7–14 (Hg. J. HOFFBAUER).

43 Hamburg 1970.

44 Aus: Wiederbegegnung – Deutschlands Mitte, Deutschlands Osten. München 1965, Hg. von H. MÖNNICH, S. 174–176 (Auszug).

tendorf, Schlesiens heimliches Herz ... Ganz nah standen reiche weiße Bauernhöfe unter alten Linden. Ein Hund bellte. Man hörte Kühe muhen. Die großen Berge sandten ihren reinen Atem herüber. Wie unter einem Glassturz blieb dieser Erdenwinkel bewahrt, ein Stückchen kostbarer, unzerstörter Friedenswelt. Wie lange noch? [...]

Ein glühend heißer Tag kam. Wir gingen an Lauban vorbei, mit alten Häusern und zerschossenen Türmen, mit Weinranken an Häuserwänden und blühenden Rosen in den Vorgärten. Dort kamen wir zum erstenmal an die Görlitzer Neiße, und sie begleitete uns ein gutes Stück. Ein Gewitter brach am Nachmittag los, mit peitschenden Blitzschlägen, und öffnete einem Wolkenbruch die Schleusen [...] Es war ein Sonnaabendabend, der 7. Juli 1945, und jenseits des raschen Fließchens, das sich anschickte, Geschichte zu machen, ging blaurot die Sonne unter. In einem schönen warmen Licht, noch nicht in den Abenddunst entrückt, sahen wir zum letztenmal die schlesischen Gebirge, voran die Landeskronen bei Görlitz, breitgelagert, eine Zitadelle an Schlesiens Pforte, und, sich anschließend, die fernhin verblauenden Kämme von Iser- und Riesengebirge.

Bis uns die Abendkühle überschauerte, saßen wir schweigend am Feldrand, vier Männer und eine Frau. In diesem Augenblick fühlten wir uns alle einsam und heimatlos, bedrückt vom Anblick des toten Dorfes, der verlassenen Straßen und Fluren. Erst als Sterne am Himmel aufzogen, wich die tödliche Starre. In der Ferne wurde gesungen und auf einer Ziehharmonika musiziert. Aber es waren fremde Lieder [...]

Dieser wahn- und unsinnige Krieg hat die Herzen der Akteure ausgebrannt. Aber auch den Verstand geschärft – so möchte man wenigstens hoffen. Kriegsbücher evangelischer Autoren aus und über jene(r) Zeit? Ja und nein. Jedenfalls anders als diejenigen, die sich damit begnügen oder gar darin gefallen, von äußeren Siegen und Niederlagen um Städte und Provinzen zu berichten. Als ginge es allein darum – und nicht um ganz andere, tiefere und entscheidende Zusammenhänge.

Beispielsweise darum, uns der jüdischen Schicksale aus jenen bösen Jahren zu erinnern, wie dies der Breslauer Johann Christoph Hampe⁴⁵ in seinen Erzählungen unternommen hat. Hampes Menschen werden groß, indem sie ihre Schuld bekennen. Die Erzählung »Endlich eine Stimme haben«⁴⁶ endet so:

45 Geb. 1913 in Breslau, gest. Juni 1990, evgl. Theologe, lebte in Hohenschäftlarn. Das schriftstellerische Werk umfaßt Essay, Sachbuch, Meditationen, Spiel, Hörspiel, Film. Vgl. LUBOS (wie Anm. 12), S. 37–376.

46 Aus: *Geschrei aus Babylon, Erzählungen*, Hamburg 1961, aufgenommen in die Anthologie: *Du Land meiner Kindheit – Schlesische Dichter erzählen aus ihrer Kindzeit* (Hg. Jochen HOFFBAUER), München 1966, S. 38–44 (hier: Auszug).

Friedmann kam nicht mehr zur Schule. Man sah ihn im Winter zuweilen auf der Straße und wich ihm aus. Dann hieß es, er zöge mit seinen Eltern fort. Und wirklich, als der Schnee verging, sah man den Möbelwagen vor ihrer Tür.

Dann war meine Konfirmation, und die halbe Klasse half feiern. Wir glaubten uns alle vollzählig, als nachmittags die Glocke ging. Kurz darauf stand Jonathan in der Stube, bleich und verlegen wie je. Er wußte kein Wort zu sagen und legte meiner Mutter stumm ein Paket in die Hände. »Judenkuchen«, riefen einige meiner Freunde mit leichtem Gruseln, als das Papier entfernt war. Aber meine Mutter nahm ein Messer und verteilte das Gebäck alsbald auf unsere Teller. Das letzte Stück nahm Friedmann. Und erst, als er es so linksch zum Munde führte, bemerkten wir, daß er ein anderes, längliches Paket unter dem Arm geklemmt hielt. Oh, stammelte er, da die Eltern ihn fragten, alle ihre Sachen seien schon unterwegs, nur die Flöte habe er nicht zum Gepäck geben wollen.

Und vielleicht war es das, was er mir zu meinem Festtag bringen wollte: daß man ihm noch einmal eine Stimme leihen möchte, eine Antwort auf all unser Geschrei. Und es lachten nun auch die nicht über sein Lippenfeuchten und Zungenspitzen, die vorher sich vor den Judenkuchen gegraut hatten, wir hörten alle zu, als sich die Stimme dann dem Holz entwand, eine süß klagend-beschwörende Stimme, so süß, wie David um den bösen Saul geworben haben mochte. Plötzlich brach Friedmann ab, wie von seinem Leid überwältigt, wickelte die Ebenholzflöte sorgsam in das weiße Tuch, ließ das Futteral einschnappen und zog sich mit einer sanften Biegung zurück, ohne daß ihn einer von uns gehindert hätte. Die Friedmanns waren andern Tags irgendwohin nach dem Südosten verschwunden, dorthin, wo die Juden später rar wurden. Und bis an mein Lebensende wird mich die Frage quälen, wo mein Bruder Jonathan geblieben ist.

*Als freier Schriftsteller und protestantischer Theologe betonte er das interkonfessionell Humanitäre des Christentums und berief sich dabei auf Joseph Wittig, dessen bekanntestes Werk »Leben Jesu in Palästina, Schlesien und anderswo« er 1958 neu herausgab, mit dem Leitsatz: *Die Geschichte Jesu ist tot, wenn sie nicht bei uns zu neuem Leben erwacht*⁴⁷. Hampes Bücher sind Parabeln menschlicher Bewährung oder menschlichen Scheiterns⁴⁸.*

47 Vgl. hierzu: Arno LUBOS, *Geschichte der Literatur Schlesiens*, Bd. III. München 1974, S. 375–376.

48 Beispielhaft seien hier nur genannt: *Die blaue Schabracke, Erzählungen*, Hamburg 1951, *Fahrt und Irrfahrt, Novellen*, Witten 1956; *Zeit ist der Mantel* nur, *Gedichte*, Stuttgart 1956.

Es ist oft und gewiß auch mit einer gewissen Berechtigung beklagt worden, daß bisher noch kein großes und umfassendes Vertreibungsepos – einer antiken Heldensage gleich – geschrieben wurde. Verschiedene mehr oder weniger gelungene Ansätze liegen vor, aber ein derartiges Werk kann nicht forciert werden. Wo bleibt der Grimmelshausen unseres Jahrhunderts, der einen neuen »Simplizius Simplizissimus« niederschreibt? Fehlt immer noch – nach einem halben Jahrhundert! – der klärende, zeitliche Abstand? Überfordern die grausamen Ereignisse das sprachliche Darstellungsvermögen? Sind die Autoren aus Gründen des dafür notwendigen Engagements nicht sonderlich am Thema interessiert? Oder bleiben die wohl-saturierten Leser am Thema desinteressiert und wollen die bösen und unerfreulichen Erinnerungen nicht wecken? – Viele Fragen drängen sich dem Betrachter auf⁴⁹. Dabei sollten indessen keine Illusionen darüber bestehen, daß bei der heutigen Situation drei Möglichkeiten gegeben sind:

1. Daß überhaupt keine grundlegende dichterische Bewältigung der Vertreibung erfolgt. Es gibt schließlich manche geschichtlich beachtenswerte Epoche, die keinen dichterischen Gestalter fand. Bekanntlich waren zum Beispiel nach Beendigung des Dritten Reiches enttäuschenderweise die Schubladen der im Land verbliebenen Dichter so gut wie leer.
2. Daß sehr viel später eine Bewältigung des an Dramatik reichen Stoffes durch den »großen Wurf« eines Dichters vorgelegt wird. Jedenfalls haben die verschiedensten Versuche bewiesen, daß noch so gut gemeinte Preisausschreiben und Wettbewerbe nach der fehlenden Flüchtlingsdichtung sinnlos sind und keine Ergebnisse bringen, über die sich ernsthaft diskutieren ließe.
3. Daß die Darstellung durch einen Nicht-Betroffenen – eventuell gar durch einen Ausländer – dichterische Gestalt gewinnt. Es ist mit Recht zu fragen, ob stets der vom Schicksal Betroffene auch der beste künstlerische Interpret des Stoffes sein muß.

Für die vorliegenden literarischen Versuche, die im einzelnen aufzuführen schier unmöglich ist, gilt, was der sudetendeutsche Schriftsteller Josef Mühlberger⁵⁰ in einem Essay sagte:

49 Erstmals umfassend wurde dieser Komplex behandelt von Louis Ferdinand HELBIG (Bloomington, Indiana, USA) in dem Standardwerk: *Der ungeheure Verlust – Flucht und Vertreibung in der deutschsprachigen Belletristik der Nachkriegszeit*, Wiesbaden 1988.

50 Josef Mühlberger, geb. 1903 in Trautenau/Riesengebirge; zuletzt wohnhaft in Eislingen-Fils, verst. 1985; über vierzehn Jahre Gildenmeister der Künstlergilde e.V., Eßlingen/N. Vgl. *Lexikon der Weltliteratur* (wie Anm.4), S.1141. Zitat aus: *Eßlinger Begegnungen – Beiträge zur Kunst des Deutschen Ostens*, Die Künstlergilde, Eßlingen a. Neckar 1954, hier: Josef MÜHLBERGER, *der Künstler aus dem Deutschen Osten*, S.10.

Was den Künstler an den Geschehnissen um die Austreibung der Menschen aus den ostdeutschen Ländern und den Geschehnissen, die dieser Austreibung vorangingen und ihnen folgten, eine tiefe Erschütterung einprägte, ist die Verwilderung des Menschlichen, die sich in der Austreibung als einem schrecklichen Sinn- und Wahnsinnsbild offenbart. Der Verwilderung des Menschlichen gilt sein Denken und Gestalten, denn aus ihr erst wuchern alle Undinge und Untaten.

Es scheint mir daher folgerichtig zu sein, aus den bisher vorliegenden literarischen Texten um Flucht, Vertreibung, Ausweisung und Umsiedlung dreierlei herauszulesen:

1. Das unabdingbare Bemühen, die Wahrheit zu suchen. Lessing gibt das bekannte Beispiel von der Wahrheit, wenn er sagt, daß der Besitz weniger wichtig sei als das ständige Suchen und Streben nach ihr. Die Wahrheit vollzieht sich dann meist auf dem Wege dieses Suchens und Strebens. Für die Literatur, deren Wurzeln im Osten gründen, hieße dies: Die Wahrheit geschieht auf dem Wege des Experimentellen, der leidenschaftlichen, oft unbequemen Aktivität, der provokativen Forderung.
2. Es wird nach dem bisher Ausgeführten wohl auch deutlich, daß sich Dichtung nicht darin dokumentieren kann, Leitartikel über heimatpolitische Fragen zu schreiben. *Begründet wird diese Haltung mit der Befürchtung, daß eine Identifizierung der Kulturarbeit mit bestimmten heimatpolitischen Forderungen zu einer Diskriminierung und damit Gefährdung des ostdeutschen Kulturerbes überhaupt führen könnten*⁵¹.
3. Davon zu berichten, wie sich in schlimmen Zeiten unter Freunden und Feinden Menschen bewährt haben, wie sie über sich hinauswuchsen, wie etwa der treue Knecht Anton Kubitzel, der sich nach Krieg und Zusammenbruch aufmachte, um in langen, einsamen und gefährlichen Fußmärschen durch Wälder und Ebenen, Städte und Dörfer, das verloren gegangene Kind seiner früheren Dienstherrschaft, des Herrn Barons, zu suchen, und der nach zehn Monaten das Kind Irene auf einem polnischen Kartoffelacker bei der Erntearbeit wiederfindet⁵². Am Grabe des Knechtes fragt der Flüchtling Mikuleit seinen Nachbarn: *Hättest du ihm das zugetraut? [...] aber es gibt ja viele solche Geschichten. Man kennt sie nur nicht*⁵³.

51 Ministerialrat Dr. Wieland (vom früheren Bundesvertriebenen-Ministerium). Vgl. Jochen HOFFBAUER, Unter dem Wort – Ostdeutsche Evangelische Dichtung nach der Vertreibung, Leer 1963.

52 Hans LIPINSKY-GOTTERS DORF, Wanderung im dunklen Wind. Erzählung, Göttingen 1953.

53 Ebd. S. 8. Neuaufl., zusammen mit dem Roman ›Wenn es Herbst wird‹, Erzählung, Göttingen 1961, u. d. T. ›Zugvögel‹, Würzburg 1989.

Von solcher Bewährung weiß Dagmar von Mutius in ihren Büchern zu berichten⁵⁴. Es kommt der Autorin nicht auf irgendwelche Effekte an. Äußerlichkeiten sind ihr fremd. Der Leser muß sich auf eine ruhige, differenzierte, schwerblütige Sprache einlassen. Hält er durch, ist es sein Gewinn. *Die Wahrnehmung des Unscheinbaren, aus dem am Ende das ganze Bild entsteht, ist eine der Stärken von Dagmar von Mutius. Dabei vermag sie das Leise mit der gleichen Spannung zu gestalten wie das großartig Dramatische. Zumal mit jenen Büchern, in denen sie Abschied nimmt von Schlesien, von der Vergangenheit, vom Unwiederbringlichen, hat sie Dokumente geschaffen, die wichtig bleiben werden über unsere Zeit hinaus*⁵⁵.

Wer die schlesische Schriftstellerin kennenlernen will, sollte sich den Band Erzählungen »Einladung in ein altes Haus«⁵⁶ vornehmen. Hier findet er nicht nur eine Sammlung von rund 30 Prosastücken, die typisch und wesentlich für das Schaffen der Autorin sind, sondern auch so etwas wie die Ernte der Eichendorff-Preisträgerin von 1963. Allerdings: Mit Nostalgie im modischen Sinne hat das Buch nichts zu tun, auch wenn die Metaphern »Einladung«, »alt« und »Haus« dazu verführen könnten. Vielmehr geht es darum, menschliche und seelische Beziehungen über Zeiten, Grenzen und Völker hinweg deutlich zu machen, also Frieden zu stiften in einer unfriedlichen Welt. Daß dieser Frieden nicht aus Ideologien erwächst, sondern in der Brust eines jeden gutwilligen Menschen, ist für sie ebenso klar wie die Erkenntnis, daß nur Geduld und langer Atem gewünschte und notwendige Veränderungen herbeizuführen vermögen. Dabei vergißt sie Herkunft, Vergangenheit und eigenes Erleben nicht. Im Gegenteil: Aus diesem ureigenen und leidvollen Erleben bei Kriegsende in Schlesien kommen die Themen und geistigen Kräfte ihres unaufdringlichen, dafür aber überzeugenden Schreibens.

»Geschichten von Vorgestern«⁵⁷ heißt der Untertitel des genannten Prosabandes in maßvoller Bescheidenheit. Dahinter verbergen sich indessen Geschichten für uns Menschen heute, die von gleichen oder ähnlichen Gefahren, Verführungen und Entwicklungen bedroht sind. Keine senti-

54 Geb. 1919 in Oslo als Diplomantentochter; lebt jetzt als Buchhändlerin in Heidelberg, Vorsitzende des Wangener Kreises – Gesellschaft für Literatur und Kunst »Der Osten«. Vgl. LUBOS (wie Anm. 12), S. 355–356.

55 Dagmar NICK, Laudatio anlässlich der Verleihung des Sonderpreises zum Kulturpreis Schlesien des Landes Niedersachsen an Dagmar v. Mutius, Hannover 1988.

56 Dagmar v. MUTIUS, Einladung in ein altes Haus – Geschichten von Vorgestern. Erzählungen. Nachwort von Eva ZELLER, Würzburg 1989.

57 Diesem, 1980 im Verlag Werner Jerratsch, Heidenheim, erstmals erschienenen Buch hatte die Autorin das Motto vorangestellt: *Ich widme dieses Buch einem Stande, den es nicht mehr gibt – den schlesischen Landarbeitern; dankbar jedem einzelnen, mit dem ich auf den Feldern arbeitete – zur Grenze hin.*

mentalenen Klagen werden hier geboten, sondern indirekt und verborgen auch Wege zur Bewältigung aufgezeigt, weit über das Persönliche hinaus. Über ihr Schaffen und Wollen hat sie einmal gesagt: *Das eigentliche Thema meines schriftstellerischen Bemühens liegt vielleicht mehr in dem Wunsch verborgen, das Unscheinbare sichtbar zu machen; im Durchschnittlichen einer genormten Welt das Einmalige, Unverwechselbare der menschlichen Existenz zu schildern und damit ein Stück der Würde des Menschen darzustellen, die ihm ohne jegliches Verdienst seit jeher mitgegeben ist. Vielleicht wird mein Schreiben oft nur ein Verweis ohne moralische Wertung statt einer Ausführung sein. Eine Andeutung dort, wo andere Ausführung, Enträtselung suchen. Aber wenn wir aufrichtig das Lebendige schildern, erkennen wir nicht mehr. Die wesentliche Frage jedes Lebens bleibt bis zum Tode offen*⁵⁸.

Dagmar von Mutius ist keine Vielschreiberin. So sparsam, wie sie ihre Worte setzt, so sparsam ist sie auch bei den Publikationen. Diese begannen mit den drei Erzählungen »Wetterleuchten« (1961), »Grenzwege« (1964) und »Wandel des Spiels« (1967). Am Schluß der Erzählung »Wetterleuchten« stehen die Sätze: *Der Donner ist lange schon verhallt. Wer achtet auf die Zeichen?*⁵⁹

Der Bergstadtverlag, in dem nun das Gesamtwerk eine Heimstatt gefunden hat, hat zum 70. Geburtstag der Dichterin eine Gedenkschrift herausgegeben⁶⁰, in der sich ihre »Notizen einer Spiegelstunde« finden⁶¹:

Man kannte die Grenzwälder im Osten, Durchgänge für manchen auch, die nicht weit führten. Vielleicht blieb dies als Sicherheit und Rätsel zugleich: Das Wasser hatte seine unsichtbare Furt, der Wald die verwucherten, buschigen Schneisen. Die Sprache ihr Schweigen. Das Wasser verstärkte den Laut. Der Ruderschlag kam heran mit patschenden Pfoten. Der Ruderschlag vom anderen Ufer, an dem im Krieg nur wenige angekommen waren. Die Gleichmäßigkeit wurde zum Pulsschlag der Stille. Zum Schweigen, zur unzeitgemäßen Sprache derer, die zu viel gesehen hatten, deren Ufer zuwucherten von Verlusten und dem Reisig der angeschwemmten Jahre. Zugewachsen auch in Trauer, es nicht besser machen zu können. Doch auch die Rettung durch die Verschwiegenheit derer, die andere

58 Vgl. hierzu: J. HOFFBAUER, Dagmar von Mutius zum Geburtstag, in: Schlesien. Eine Vierteljahresschrift. Kunst Wissenschaft Volkskunde XXIV (1984) Heft IV, S. 245–246.

59 Dagmar von MUTIUS, Wetterleuchten. Erzählung. Göttingen 1961, dort ebenfalls: Grenzwege, Erzählung, 1964; Wandel des Spiels, Roman, 1967. Sämtliche Bücher (u. a. auch Versteck ohne Anschlag, Eine Kindheit – Vorwort: Marie Luise KASCHNITZ; Draußen der Nachtwind – Aus der Mappe der Jahre) jetzt im Bergstadt-Verlag Wilh. Gottl. Korn, Würzburg.

60 Lektionen der Stille – Dagmar von Mutius – Ein Porträt – Würzburg 1989.

61 Ebd. S. 11 (Auszug).

versteckten, bis sie das sichere Ufer erreichen konnten, kam mit dem gleichmäßigen Ruderschlag.

Längst neigt sich eine Jahrhundertmitte dem neuen Jahrtausend zu. Die langen Gespräche des Wiederfindens sind vergangen. Das Stakkato der Mitteilung vor dem Auf-Große-Fahrt-Gehen der Jungen genügt für neue Hoffnung [...]

Für die Autoren aus dem Osten gilt, was Johannes Weidenheim⁶² bereits 1953 beim Festakt der jährlichen »Esslinger Begegnung« der Künstlergilde e. V. aussprach⁶³. *Die Jungen unter uns meinten es [...] ernst, als sie sich das Gebot setzten: Höher als irgend eine Verpflichtung zur Gesellschaft, zur Gemeinschaft der Landsleute und zur Polemik um die Probleme der verlorenen Heimat steht uns das Verlangen nach künstlerischer Reife. Solange wir nicht Frucht sind, hat unser Zorn keine Schärfe, unser Schmerz keine Tiefe und unsere Liebe keine Leidenschaft.*

Da wir aber wissen, daß unser Land verloren ist, wenn nicht echte Liebe, echter Zorn und echter Schmerz den aus Wohlfahrt, Prosperität und Vergesslichkeit gebrauten Trank der Zeit versetzen, wollen wir die in einsamer Arbeit gewonnenen persönlichen Kräfte der mutigen, humanen und unmittelbaren Zeitaussage nicht entziehen. Es ist schon etwas daran – an unserer Besorgnis um das Land und an unseren Zweifeln. Wir sehen Millionen von Händlern sich unermüdlich rühren, hören die Verkündung von unzählbaren wohlgemuten Programmen, stehen voll Respekt und Staunen davor und wissen nicht so recht, was wir dazu sagen sollen.

Nun sind die jüngeren heimatvertriebenen Autoren zwar weit davon entfernt, »zornige Männer« zu sein. Aber sie waren und sind auch ebenso weit davon entfernt, das Erlebnis der Vergangenheit und die unheilvollen Entwicklungen der Gegenwart unbesehen und schweigend hinzunehmen. Dieses vertrauensvolle und kritiklose Hinnehmen einer politischen Entwicklung hat bei ihnen allen Pate gestanden und ist ihnen nachher mehr oder minder zum Vorwurf gemacht worden. Noch einmal sei Josef Mühlberger zitiert: *Allen großen Deutschen, die aus der Berührung mit dem Osten erwachsen – Herder mag sinnbildlich für sie gelten –, war eine ebenso geläuterte nationale wie europäische, ja menschheitsumfassende Gesinnung eigen. An sie haben wir anzuknüpfen [...]*⁶⁴.

62 Geb. 1918 in Topola/Jugoslawien. Vgl. Lexikon der Weltliteratur (wie Anm. 4), S. 1722.

63 Esslinger Begegnungen – Beiträge zur Kunst des deutschen Ostens, Die Künstlergilde 1954, hier: Vorspruch von Johannes WEIDENHEIM, S. 13–15 (Auszüge).

64 Der Künstler aus dem deutschen Osten, in: Esslinger Begegnungen (wie Anm. 63), S. 10.

Der Dichter – ein Tröster?

Diese verständliche Forderung, viel und hart in literarischen Kreisen diskutiert und heftig umstritten, wurde von dem Dichter Bernt von Heiseler⁶⁵ schon vor vielen Jahren erhoben. Dagegen stehen unzählige Äußerungen anderer deutscher Dichter, zum Beispiel von Karl Krolow⁶⁶, der in einer Untersuchung über »die falschen Erwartungen vom Dichter« schrieb: *Es ist schwer und ärgerlich einzusehen, daß ein Gedicht ein nicht nutzungsfähiges Wesen ist und bleibt, das eine unausrottbare Scheu behält, sich als irgend etwas Glaubwürdiges auszuweisen. Es ist nicht in der Lage, zu trösten oder zu reizen. Es liegt mit keinen intellektuellen Errungenschaften in Konkurrenz. Es will einen Tiefsinn loswerden, für den es nichts kann. Es will Missionen aller Art loswerden. Aber es will da sein, anwesend in denen, die es schreiben. Verständlich also, daß alle dem Dichter entgegengebrachten Erwartungen falsche Erwartungen bleiben müssen. Es sind falsche Voraussetzungen; die ihm nicht anstehen, Voraussetzungen, die zur Tagesordnung gehören, zu der man ihn nicht zählen kann. – Hinter dem dichterischen Text beginnt das Land, in dem man gleichsam Wasser auf Händen tragen können muß. Aber jeder weiß, daß es einem durch die Finger rinnen wird ... Aber es bleibt das Geheimnis ... als Geschöpf einer strengen Empfindlichkeit, das die Wörter zu Worten macht: schlaflos, unruhig und schön*⁶⁷.

Einleuchtend indessen die Äußerung Reinhold Schneiders⁶⁸ in einem der früheren »Kölner Mittwochsgespräche«, wonach sich alle Menschen vor Gott verantworten müßten, und daß Christus Rechenschaft fordern werde für jedes Wort, *und die Autoren würden sich dann vergebens verstecken*.

Solche Tröstung, aus christlicher Grundhaltung durchaus vertretbar, könne aus den verschiedensten dichterischen Formen erwachsen.

Wenn ich Richard Wolf hier anführe, weiß ich, daß es von Seiten literarischer Freunde Einwände gibt; so war denn auch seine späte Eichendorff-Preis-Verleihung⁶⁹ im Jahre 1988 nicht unumstritten. Das mag weniger daran liegen, daß der Autor, dessen erste und wichtigsten Bücher

65 Geb. 1907 in Brannenburg/Inn, als Sohn des Dichters Henry von Heiseler; gest. 1969 in Vorderleiten. Vgl. Lexikon der Weltliteratur (wie Anm. 4), S. 691–692.

66 Geb. 1915 in Hannover, lebt in Darmstadt, vgl. Lexikon der Weltliteratur (wie Anm. 4), S. 901.

67 Karl KROLOW, Die falschen Erwartungen vom Dichter, in: Hessen-Journal 4 (1962), S. 20–21 (Auszug).

68 Geb. 1903 in Baden-Baden, gest. 1958 in Freiburg/Breisgau. Vgl. Lexikon der Weltliteratur (wie Anm. 4), S. 1456–1457.

69 Eichendorff-Literaturpreis (ursprünglich: »Eichendorff-Taugenichts-Reisestipendium«) von 1956–1993 insges. 39mal vergeben vom Wangener Kreis – Gesellschaft für Literatur und Kunst »Der Osten« e.V., Wangen/Allgäu.

sämtlich im evangelisch orientierten Kreuz-Verlag Stuttgart erschienen sind⁷⁰, im Laufe eines langen und erfüllten Lebens an die dreißig Bücher publizierte – die gewiß nicht alle von gleichbleibender Qualität sind –, sondern wohl mehr an der meditativen, im besten Sinne »konservativen« Form seiner Prosa.

Liegt es nun gerade an diesen stillen, ruhigen und gewiß auch für den willigen Leser tröstlichen, zumeist kurzen Texten, in denen Richard Wolf aus seiner Kinder- und Jugendzeit im Glatzer Land⁷¹ sehr anschaulich und farbig berichtet; oder liegt es an der Schilderung einer versunkenen, in manchen Dingen noch »heilen« Welt, die der Autor liebevoll und im Detail beschreibt? Jedenfalls hat der Schriftsteller eine treue Lesergemeinde.

Ein langer Weg führt vom ersten Buch: »Der östliche Bogen«⁷² bis zu seiner letzten Publikation: »Der Vater und die Weltkarte – Daheim im alten Schlesien«⁷³. Dazwischen liegen die schlesischen Erinnerungsbücher, die immer wieder von der heimatlichen Verbundenheit des weitgereisten⁷⁴ und weltzugewandten⁷⁵ Autors künden; allen voran jenes »Land der Liebe – Eine Kindheit in Schlesien«, das mehrere Auflagen erlebte⁷⁶. Diese sehr persönlichen, aber doch seine Zeit und deren Zeitgenossen trefflich porträtierenden Erinnerungen und Beschreibungen beinhalten – eingeteilt in drei Bücher – in 25 Kapiteln den Ablauf des schlesischen Jahres⁷⁷.

Richard Wolf – früher Direktor des Goethe-Institutes München – hat die halbe Welt durchreist und durchzogen, wovon viele Bücher berichten⁷⁸. Nachdem er von 1924 bis 1946 mit kurzen Unterbrechungen im Ausland tätig war, so unter anderem als Gründer und Leiter der Deutschen Schule in Varna am Schwarzen Meer, als Dozent für deutsche Sprache und Literatur an der Hunan-Universität in China und als Leiter der deutschen Abteilung im Deutschen Wissenschaftlichen Institut in Belgrad, hat er in der idylli-

70 Aus der Vielzahl sei genannt: Goldne Tage umfingen mich. Roman, Stuttgart 1950.

71 Geb. 1900 in Bad Landeck, jetzt: Rottach-Egern/Tegernsee. Vgl. LUBOS (wie Anm. 12), S. 375.

72 1943 erschienen.

73 Konstanz 1986, (Reihe: »Konstanzer Großdruck-Bibliothek«), hg. v. Wolfgang BERNSDORF.

74 Z. B. der Roman Bis ans äußerste Meer, Stuttgart 1955.

75 Z. B.: Drache und Lotos, Kleine Reise in China, in der Reihe: Das soll dir bleiben, Reisebericht, Stuttgart 1961.

76 Stuttgart 1949. – Eine Reprintausgabe brachte der Marx-Verlag Leimen heraus, der sich vor allem des Graftschafter Schrifttums angenommen hat.

77 Z. B. in den Abschnitten: »Die Mohnblume«, »Federnschleifen«, »Allerseelen«, »Advent«, »Christabend«, »Osterwasser«, »Der Jahrmarkt«.

78 Z. B.: Dalmatinisches Divertimento (1944); Die Reise nach Minahassa, Novelle, Stuttgart 1950.

schen Voralpenlandschaft sein Refugium gefunden, in dem er sich mit den Problemen des Alterns und menschlichen Reifens beschäftigt⁷⁹.

Ich würde mich nicht scheuen, Richard Wolf einen »christlichen« Dichter zu nennen, den Tröstungen verhaftet, auch wenn diese Bezeichnung – wie wir sahen – zu Mißdeutungen führen könnte. Arno Lubos urteilt über Wolfs Bücher:

Beispielhandlungen sprechen sich gegen Rassendiskriminierung aus, verweisen auf den humanisierenden Einfluß des Christentums und mahnen zum Völkerfrieden. Zuweilen wirken idyllische Sentiments mit [...]»⁸⁰.

Der Advent unserer Kinderheimat wird wieder lebendig, wenn Richard Wolf⁸¹ diese vorweihnachtlichen Erinnerungen mit einer Aufforderung an die Leser beginnt:

Jetzt, meine Freunde, möchte ich, daß es in euch stille werde, daß Unmut und Bitterkeit schwänden. Ich will vom Christmonat erzählen, von den Wochen, die der Ankunft des Heilandes vorausgehen. Von der guten Adventszeit will ich erzählen. Möchte es gelingen, zu eurer und meiner Freude! ... Es stand freilich mehr bevor als geduldiges Warten. Die Bewährungszeit war angebrochen, sobald am Morgen des ersten Advents die Hauspostille auf dem Tische lag und der Vater die Predigt las. Ein neues Leben hob an, Einkehr und Läuterung wurden gefordert. Gott war näher als sonst. Seine Augen, nie ermüdend, ruhten auch auf mir, und das Ohr seiner Engel war an allen Fenstern und Türen. Was ich tat und redete, ja der geheimste Gedanke: Gott wußte davon und vermerkte es.

Wer wagte es da, die Bosheit aus sich herauszulassen? Wer hätte nicht das widersetzliche Nein hinuntergeschluckt, noch ehe es laut wurde? – Ob etwa Holz benötigt werde, dann würde ich gerne in den Keller steigen; und ob es nicht an der Zeit sei, wieder einmal nach Hühnerfutter zur Mühle zu gehen? Die Mutter lächelte und gab meiner Werkgerechtigkeit willkommene Anlässe, sie zu üben ...

Am späten Nachmittage des ersten Advent gingen wir, die Mutter, die Schwestern und ich, in freudiger Erwartung zum Pfarrhaus. Dort im Beetsaal versammelten die Pfarrersleute an jedem der vier Sonntage ihre kleine Gemeinde um sich. Vor uns stand ein Tannenbaum. Ihm zu Füßen saßen die Schulkinder. Neben ihnen, am Harmonium, der Kantor Nobel. Der Tannenbaum war noch kahl, aber wir wußten, was geschehen sollte. Wir sangen das Lied: »Wie soll ich dich empfangen ...« Dann trat eines der

79 Z. B.: So wird mein Herz nicht alt. Erinnerungen aus dem Reisesack und Unterwegs in der Bibel, beide Konstanz 1978 u. 1981.

80 Arno LUBOS, Geschichte der Literatur Schlesiens, Bd. III, München 1974, S. 375.

81 Verwiesen sei auch auf die Bücher: Lob der Geduld, Essays, Stuttgart 1959/61; und Die Jahre, die du uns gechenkt. – Gedanken am Abend eines Lebens, Konstanz 1977.

*Kinder vor uns hin und sagte mit klarer Stimme die erste Weissagung. Ein anderes hängte in dieser Zeit einen bunten Stern in die Zweige. Höre ich sie nicht heute noch, die hohen Stimmen: »Es wird eine Rute aufgehen von dem Stamme Isaïs und ein Zweig aus seiner Wurzel Frucht bringen« ?... Rätsekworte. Unbegreifliche Verkündigung. Aber Stern auf Stern empfing der Baum, und endlich entzündeten sie auch das erste Licht. Da sangen wir das Lied zu Ende [...]*⁸²

Das »Christliche« im Werk Richard Wolfs bezieht sich weniger auf die Themenwahl und die Titel seiner Bücher; sondern mehr auf die innere Haltung des Autors, die aus all seinen Veröffentlichungen spricht; insbesondere auch und vor allem in den »schlesischen« Erinnerungsbüchern⁸³. Von daher boten sich seine Erzählungen geradezu an, in die verschiedensten schlesischen Auswahlbände aufgenommen zu werden⁸⁴.

»Rauch aus den Herbergen«⁸⁵ nannte Egon H. Rakette⁸⁶ ein Dutzend »Evangelische Gedichte« (so der Untertitel). Dabei handelt es sich durchaus nicht immer – und auch in seinen anderen Gedichten⁸⁷ nicht um »tröstliche« Verse; sondern um Gedichte, in denen die alten und immer wieder neuen Themenkreise um Liebe und Haß, Geburt und Tod, Schuld und Vergebung ihren Niederschlag finden. Allerdings: In diesem menschlichen, sozusagen alltäglichen, aber doch so entscheidenden und tragenden Bereich bedarf es wie nirgendwo sonst der tröstlichen Stimmen. In der Tat: Werden die weithin unerforschten Gebiete des »zeitlosen Kreises« berührt, zumeist »weiße Flecken« auf den komplizierten Seelenlandschaften, unterscheiden sich die Arbeiten der Schriftsteller aus dem Osten kaum von denjenigen anderer Autoren. Ein Gedicht aus dem genannten Gedichtband von Rakette trägt den Titel:

82 WOLF (wie Anm. 76), S. 49ff. (Auszüge).

83 Z. B.: Damals in dem Schneegebirge – Eine Jugend in Schlesien, Stuttgart 1973; Nachrichten aus der Brunnenstube – oder: Die Schweidnitzer Lehrjahre, Stuttgart 1974.

84 Aus der Vielzahl dieser Anthologien, die Texte von Richard Wolf enthalten, seien hier nur drei genannt: Wilhelm MENZEL, Die Reise ins Schlesierland, München 1977; Jochen HOFFBAUER, Sommer gab es nur in Schlesien, Tübingen u. Basel 1972; DERS., Du Land meiner Kindheit – Schlesische Dichter erzählen aus ihrer Kinderzeit, München 1966.

85 Wangen 1964.

86 Geb. 1909 in Ratibor/OS., gest. 1991 in Oberwinter a. Rh., von 1950–1964 Vors. des Wangener Kreises. Vgl. Lexikon der Weltliteratur (wie Anm. 4), S. 1337.

87 Hier und Anderswo, Gedichte, 1965; Zeichengebungen, in der Reihe: Gedichte, München 1975.

»Sage das Wort«⁸⁸:

Geh hin und sage
das Wort
zur rechten Stunde
sage es wie ER
halte ihnen deine Hände hin
und sage das Wort
das kein Gruß ist
wie man ihn am Wege spricht
sondern Losung für die Welt
sage das Wort
Friede
Friede sei mit euch
Gehe zu denen
die vor Angst die Türen verrammelten
tritt mitten unter sie
und hebe die Hände zum Zeichen
geh in ihren zagenden Kreis
als hätten sie auf dich gewartet
so wie ER bei den Jüngern getan.
Folge dem Herrn
geh und sage das Wort
Friede
Friede sei mit euch.

Helmut Gollwitzer⁸⁹ hat die religiösen Gedichte des schmalen Bandes »Rauch aus den Herbergen« eines der überzeugendsten Beispiele moderner religiöser Lyrik genannt. *Bereitschaft, auf einen Teil des Selbst zu verzichten, um sich offen zu halten für Wort und Geste des Nächsten [...]* In seinen Prosaarbeiten⁹⁰ hat es Rakette unternommen, die hier bereits aufgezeigten und angedeuteten Probleme dichterisch zu gestalten, gewiß mit wechselndem Erfolg. Es ist die gesteigerte Einsicht in die mystische Verbundenheit von Schuld und Ethos, Untat und Opfer⁹¹, die bei Rakette immer wieder

88 RAKETTE (wie Anm. 85), S. 4.

89 In: Hier und Anderswo (wie Anm. 87), »Zeichengebungen«; Klappentext.

90 Z. B.: Heimkehrer, Roman, Hamburg 1948, Mit 24 liegt das Leben noch vor uns, Novellen, 1954; Schymanowitz oder Die ganze Seligkeit, Roman, Augsburg 1965; Die Bürgerfabrik, Roman, München 1971 u. Bauhausfest mit Truxa, München 1973.

91 Ernst Alker, Fribourg/Schweiz (geb. 1895 in Wien, gest. 1972). Vgl. Ernst ALKER, Profile und Gestalten der deutschen Literatur nach 1914, hg. v. Eugen THUMLER, Stuttgart 1977, S. 154–157.

aufleuchtet, klärend und befreiend. Die Sprache der Erzählungen wirkt kompromißlos und zuweilen hart, vor allem immer dann, wenn der Autor mit Engagement gegen Vergessen, Egozentrik und Unmenschlichkeit seine Stimme erhebt.

*Tatsache ist, daß es kaum Werke zum Thema gibt, die sich nicht mit Versöhnung befassen. Hohe Literatur wie Trivilliteratur sind sich einig [...], daß der Versöhnungswille dann Erfolg haben wird, wenn er wahrhaftig und aufrichtig gemeint ist*⁹². Lutz Besch⁹³ hat sich diesen Maximen stets verpflichtet gefühlt. Sein behutsam vorgelegtes, schmales Werk zeichnet sich durch strenge Selbstdisziplin und substantielle Verdichtung aus. Nichts geschieht in seinen knappen Erzählungen »ohne Grund«⁹⁴, alles, was geschieht, »gründet« in einer Tiefe, die auszuloten uns niemals ganz gelingen wird. Die Tiefe zu errahnen, manchmal gespürt zu haben, das macht Qualität und Charakter seines Werkes aus. Was Karl August Horst in einem grundlegenden Essay⁹⁵ feststellte, gilt in Sonderheit für Lutz Besch: *Als nach dem Krieg die Dichter wieder anfangen zu schreiben, war ihr gesellschaftlicher Status fragwürdiger denn je, war der Kulturraum verwüstet, das Bild, das die Menschheit bot, surrealistischer, als es sich die Surrealisten hätten träumen lassen, die ästhetisch konservierte Schönheit grotesk wie ein Wachsfigurenkabinett, der ehemalige »Auftrag« eine Farce. Das einzige, was geblieben war, war die Kunst, verstanden als die poetische Verarbeitung von Realität. Der Erlebnisanteil spricht sich da am deutlichsten aus, wo der Dichter stillschweigende Verabredungen aufkündigt, Scheinhaltungen bloßstellt, Geschehnisse unbeschönigt und unmetaphorisch vorzeigt, Gefühlsschwindel anprangert und entlarvt und die Invasion auch des ästhetischen Schutzgebietes bekanntgibt [...]. Wer das letzte Kapitel (»Hain«) aus dem Roman »Abschied vom Paradies«⁹⁶ liest, wird Schmerz und Trost empfinden:*

Erinnerungen reichen tief in geruhssamer Zeit, ist das Zeitalter erregt, werden sie hastig. Heftigkeit löscht sie aus. Rabinje, so hieß es jetzt. Rabendorf einst, noch früher Rabinje ...

92 Vgl. HELBIG (wie Anm. 49) u. Band 3 der von Johannes HOFFMANN edierten Studien der Forschungsstelle Ostmitteleuropa an der Universität Dortmund, S. 27 ff. (Auszug).

93 Geb. 1918 in Kattowitz/OS.; 1931 Übersiedlung nach Berlin; von 1951–1967 bei Radio Bremen, zuletzt stellv. Programmdir. Lebt als freier Schriftsteller in Wagrain/Österreich. Vgl. LUBOS (wie Anm. 12), S. 358.

94 Abschied vom Paradies, Roman, Zürich 1974, Neuaufl. 1989 im Bergstadtverlag Würzburg.

95 Hier: Neue Strömungen in der deutschen Literatur der Nachkriegszeit, in Handbuch der deutschen Gegenwartsliteratur unter Mitwirkung von Hans HENNECKE hg. v. Hermann KUNISCH, München 1965 S. 744.

96 Wie Anm. 191; S. 149–158 (Auszug).

Rachele setzte sich an der Birke nieder. Sie schaute über Rabinje hin. Sie weinte und dachte: wie schön ist es hier oben.

Da kamen Kinder gerannt. Sie verschwanden zwischen den Birken und im halbhohen Gesträuch. Sie spielten Verstecken. Und sie entdeckten die fremde Frau. Sie standen um sie herum, staunten, wußten nicht, was sagen. Rachel half ihnen:

– Spielt ihr oft hier oben? fragte sie.

– Immer! sagte einer.

– Wie heißt du? fragte Rachel.

– Ich bin der Boleslaw, und Wladislaus hier ist mein Bruder, sagte der Junge.

Rachele nickte auch dem Bruder zu.

– Wißt ihr denn, wer das Wäldchen hier gepflanzt hat? fragte sie.

– Die Birken? rief Wladislaus, die sind schon immer hier!

– Die hat keiner gepflanzt, sagte ein Mädchen, die sind da!

Und ein anderes fügte hinzu:

– Das kannst du uns glauben, wir wissen es! Wir sind hier daheim!

Die Kinder lachten und liefen fort und spielten. Rachel blickte ihnen nach.

Dann ging sie wieder, und leise sprach sie vor sich hin:

– Siehe, selig ist der Mensch, den Gott straft; darum weigere dich der Züchtigung des Allmächtigen nicht. Denn er verletzt und verbindet ...

Sie blieb stehen, sie blickte zurück zum Hain, sie hörte das Lachen der Kinder, sie sagte leise:

– Gott, segne du Rabinje. Segne die Felder, die Wiesen und den Wald. Segne die Kinder, die hier spielen, segne die Kinder, die geboren werden. Und wenn Dein Zorn einmal stark sein wird, so sei doch gnädig denen, die hier leben, denn du liebst sie doch ... alle in Rabinje. Die von einst. Die heute. Die morgen hier leben und sterben werden ...

Rachel ging ins Dorf hinunter und verließ es. Sie kehrte nie mehr zurück.
Das Werk von Lutz Besch wurde vom Schweizer Verlag Die Arche betreut⁹⁷; Neuauflagen und Neuerscheinungen des Autors nunmehr im traditionsreichen Bergstadtverlag Wilhelm Gottlieb Korn (Würzburg)⁹⁸.

Das scheinbar Nebensächliche zu erfassen und es umzumünzen in Aussa-

97 Dort sind erschienen: Ausgesät sind sie alle, Erzählungen, 1959; Berichte aus Samuels, Roman 1965; Gespräche mit Edzard Schaper, 1968; Beethoven – über die Schwierigkeit im Umgang mit Grösse, Essays 1971; Immer nach Hause, Weihnachtserzählungen 1955; Die barmherzigen Pferde, Erzählungen 1962; Musik, Musik vor allen Dingen, Erzählungen, 1968; Spielstunden, Erzählungen 1970, u. a.

98 Augenblicke. Kalendergeschichten von Abenteuer bis Zukunft 1986; Hauptpersonen – Menschen um »Hanneles Himmelfahrt« – Lebensläufe, 1988; Nachrichten aus den Weihnachtstagen, 1988.

gen von Gewicht, aber so leicht, daß es wie von allein dahersprudelt, dennoch fesselt und gefangennimmt, macht Beschs Prosa so trefflich. Sie unterhält, macht nachdenklich, vergnügt, läßt sinnieren und schmunzeln. Bei aller Leichtigkeit der Darbietung ist nichts seicht oder oberflächlich. Jede Geschichte nimmt für sich gefangen, jede ist hintergründig angelegt, grad wie das Leben, in das der Autor taucht und aus dessen Grund er schöpft; einem Perlenfischer gleich. In seinem Netz: blinkende, kostbare Erfahrungsbeute⁹⁹.

Unter den Dichtern der Gegenwart gibt es viele, deren Antworten in einem Kontrast, in einem meist sogar bewußt unüberbrückbaren Gegensatz zu den Antworten der biblischen Schriftsteller stehen ... Andere Dichter versuchen, das biblische Zeugnis in die Sprache und Vorstellungswelt der Gegenwart zu übertragen. Sie begreifen ihre dichterische Aufgabe, wie Jochen Klepper einmal formulierte, als »menschlichen Lobgesang in Antwort auf das göttliche Wort [...]«. Schließlich gibt es aber auch Dichter, die das biblische Wort in dichterischer Freiheit souverän deuten, wobei sie der biblischen Antwort bald näher, bald ferner sind ... Diese Dichter bleiben zwar dem Text der Bibel nahe. Aber der Text wird dann zum Sprungbrett eigener, die biblische Aussage mehr oder weniger umdeutender Gedanken [...]»¹⁰⁰.

Tröstung und Dichtung, Bibel und literarisches Wort, Theologie und Kunst: Kontrahenten oder Bundesgenossen? Ein theologisch-literarischer Almanach¹⁰¹ wird mit folgenden kritischen Sätzen eingeleitet: *Den Begriff Theologie gebrauchen die Herausgeber nur mit Vorsicht, also nicht im Brustton der Überzeugung, als besäßen sie die einzig richtige [...] Doch die Vorsicht im Gebrauch des Wortes Theologie schlägt hier nicht in zaghafte Ängstlichkeit um, im Gegenteil, sie hält Umschau und senkt den Blick nicht vor Entsetzen, wenn sich neben anderen auch »Andersgläubige« zum Thema äußern [...] Der Begriff Literatur hingegen wird hier sehr bewußt gebraucht, im Sinne von Erzähl-Kunst und Poesie [...], weil Literatur, also auch Poesie, gemacht wird: und zwar aus Sprache, einem Material, das von spezifisch anderer Art ist als etwa Holz und Stein, als Farben und akustische Schwingungen. Nicht, was Menschen gemacht haben, ist ohne Sprache gemacht. Sie stand am Anfang jeder Kultur, und wenn sie verstummt oder*

99 Nach einer Rezension aus: Die Künstlergilde, Verlagsprospekt »Bergstadtverlag« 2(89), S. 2.

100 Vgl. Vorwort von Friedrich HAHN, Bibel und moderne Literatur. Große Lebensfragen in Textvergleichen, Stuttgart 1966, S. 6 u. 7.

101 Aus: Almanach 1 für Literatur und Theologie, hg. v. Dorothee SÖLLE, Wolfgang FIETKAU, Arnim JUHRE u. Kurt MARTI. Wuppertal 1967, hier: Arnim JUHRE, Prolog, S. 7 u. 8.

zur bloßen Information durch Zeichen und Kürzel ersetzt wird, würden sich die Kulturen der Menschen wesentlich verändern, nämlich deshumanisieren. Immer noch spricht manches dafür, daß die Sprache selbst, mehr als jedes andere Material, das ein Künstler formt, eine eigene Art Theologie hat, eine gewisse Erfahrung mit Gott, oder auch nur ein Fragen nach Gott einschließt, das nicht einmal ausgesprochen zu sein braucht [...]:

Und Erwin Laaths prophezeit (Gott und europäische Dichtung)¹⁰²: *Europa ... forderte ... die Tragödie und die Dialektik bereits in vorchristlicher Zeit heraus – und es schuf darum die Tragödie und die Dialektik. Es forderte die Natur, Gott, das Schicksal heraus. Aber Natur, Gott, Schicksal fordern ebenfalls den Menschen heraus – weil er ein bildendes Wesen ist kraft seiner Natur [...] Vielleicht hat der neueste Gott »Lebensstandard« noch nicht allerorts den schwierigeren Gott, die schwierigeren Götter höherer, mühevoller, adelnder Hierarchien der Werte abgelöst –, damit sich Europa wiederum der »Krise« stellt und sie dadurch überwindet [...].*

Die Verwilderung des Menschen, von der Josef Mühlberger sprach, ist – wie wir täglich erfahren – durchaus nicht mit der Vertreibung beendet worden. Den evangelischen und christlichen Autoren aus den früheren ostdeutschen Provinzen obliegt es daher um so mehr, zum unentwegten Mahner und Warner zu werden. Sie erkennen keine noch so starren und verhärteten politischen oder künstlerischen Fronten an und wenden sich entschieden gegen »Kreuzzugideen«, wie sie – leider – gelegentlich immer wieder auftauchen. Eine solche eindeutige Haltung – von wenigen Ausnahmen möchte ich absehen – macht die Autoren zuweilen verdächtig. Sie werden in Ecken gedrängt, in die sie keinesfalls gehören. Aber diese Haltung der Autoren führt auch in die Richtung des Weges, in dem nur noch Brücken und Viadukte stehen; nicht mehr Mauer und Stacheldraht.

Unsere Heimat ist auf der Brücke, meinte – sinngemäß – der oberschlesische Schriftsteller Wolfgang Schwarz¹⁰³. Noch ist es Frieden. »Noch ist es Tag«¹⁰⁴. Noch ist selbst die »Nacht« voller Möglichkeiten.

Wer sich heute nur auf sentimentale Rückschau und Schönfärberei der Zustände in der Heimat oder auf grelle Besatzungs- und Vertreibungsbilder beschränkt, der bietet [...] bloß vergoldete, aber taube Nüsse¹⁰⁵. Einer der jüngeren Autoren, der bei der Vertreibung gerade zwölf Jahre alt war, ist

102 Aus: Geschichte der Weltliteratur. Eine Gesamtdarstellung. München 1953. Kapitel: »Ausblicke – Deutsche Literatur der Gegenwart«, S. 799.

103 Geb. 1916 in Tarnowitz/OS., lebt in Landau/Pfalz. Vgl. LUBOS (wie Anm. 12), S. 371–373.

104 Vgl. KIELER (wie Anm. 14).

105 Karl SCHINDLER, Heimat und Vertreibung in der schlesischen Dichtung, München 1964, S. 55 u. 56.

Dietmar Scholz, der sich als Lyriker und Jugendbuchautor einen Namen erworben hat¹⁰⁶. Scholz hat Verluste erlitten, die sein literarisches Werk prägten: Heimat – Jugend – Gefährtin. In einem seiner Gedichte heißt es:

*wo ist die mutter
drängt die junge stimme
sie sitzen stumm am tisch
der platz ist leer
denn niemand kennt den ort
an dem die toten warten
seit sie den raum
den alle himmel nannten
erobert haben
ist das gewölbe droben
groß und kalt und leer¹⁰⁷.*

Es wird bei einem solchen Gedicht schon deutlich, daß es der Autor nicht beim erlittenen persönlichen Verlust bewenden läßt. Beinahe unauffällig schiebt sich Zeitkritik hinein: *seit sie den raum / den alle himmel nannten / erobert haben*; seitdem also – und nicht nur durch individuellen Verlust – sind die »Gewölbe«, die Inneren und die Äußeren – *groß und kalt und leer*.

Vertieft man sich in die wenigen, schmalen Gedichtbände von Dietmar Scholz¹⁰⁸, fällt auf, daß epische Gedichte oder gar Erzählgedichte seine Sache nicht sind. Was er dem Leser, oft in wenigen Zeilen nur, vor Augen stellt, ist eine dichterische Verknappung und filigranhafte Zeichnung, die höchste Konzentration und bereitwillige Öffnung erfordert.

*kinderfragen
sie hat mich gefragt
was heißt das
älter werden

nicht vom körper hab'
ich geredet

wenn die Träume schütterer
und leiser werden
wenn das
schloß auf dem mond
zu*

106 Geb. 1933 in Kunitz bei Liegnitz; lebt in Reutlingen/Württbg. Vgl. ebd. S. 1090.

107 Aus: wendepunkte – gedichte und wege zu ihnen, München 1980, S. 29.

108 Z. B.: nahtstellen, Darmstadt 1975; innenwege, Reutlingen 1985.

einem ruhigen platz
 unter alten
 bäumen
 wird
 hab ich gesagt¹⁰⁹

Natürlich haben solche Verse, stenogrammartige Aussagen, Aneinanderreihungen von Situationen, in denen sich der Lyriker und vielleicht auch der Leser befindet, ihre Tradition. Indessen: Es sind sehr persönliche, stille, verhaltene Verse, die mehr aussagen und beinhalten, als es auf den ersten, flüchtigen Blick scheinen mag. Kein überflüssiges Wort, kein unnützer Gedanke, kein schmückendes Beiwerk. Was wir in diesen Gedichten vorfinden, ist das Wesentliche, Zeitlose.

In dem Jugendbuch »Kai und die Jungen vom See«¹¹⁰, das am heimatlichen Kunitzer See in den letzten Kriegsjahren spielt, hat Dietmar Scholz seiner Kinderheimat ein schönes Denkmal gesetzt.

In einem Gespräch sagte er einmal: *Ich komme aus Schlesien. Ich sage das ohne Stolz, auch ohne Scham. Einfach so – wie ein Mensch, der von etwa spricht, das ihn mit Umständen verbindet, zu denen leises Glück gehört*¹¹¹.

Aus den in dieser Untersuchung aufgezeigten Beispielen wird klar werden, daß auch in dem hier zur Debatte stehenden Bereich Dichtung niemals bloße, abfotografierte Wirklichkeit sein kann. Die bloße Wirklichkeit führt in der Literatur zur Reportage, zum Bericht. Sie macht deutlich, was Millionen täglich erfahren und gerade darum auch zu lesen wünschen, oder was Millionen nicht kennen und darum gerade erfahren möchten; das Anomale und Sensationelle.

Evangelische Schriftsteller, aus östlichen Räumen kommend und in ihnen lebenslang verwurzelt, versuchen mit ihrem vielschichtigen, verzweigten Werk, aus den Begrenzungen des Tages in das Allgemeine der menschlichen Gegebenheiten, aus dem Traum in die Wahrheit, aus der ideellen Verklärung in die reale und glaubwürdige Möglichkeit vorzustoßen.

Dagmar Nick¹¹² hat damit niemals Schwierigkeiten gehabt. Als 18jäh-

109 Aus: zwischen den steinen, Buxheim/Allgäu 1974, S. 11.

110 Stuttgart 1981, Dietmar SCHOLZ, Pavel und die Clique, Stuttgart 1982; weitere Jugendbücher des Autors: Ein Mädchen gewinnt, Eningen u. A. 1978; Geschichten aus der Spielzeugkiste, Kinderbuch 1984.

111 Vgl. hierzu: J. HOFFBAUER, Laudatio für Dietmar Scholz zur Verleihung des Kulturpreises Schlesien der Niedersächsischen Landesregierung 1987 in Hannover (Stipendium).

112 Geb. 1926 in Breslau (als Tochter des Komponisten Edmund Nick u. der Konzertsängerin Kaete Jaenicke), jetzt in München. Vgl. Lexikon der Weltliteratur (wie Anm. 4), S. 1179.

rige schrieb sie ein »Flucht«-Gedicht, das Erich Kästner¹¹³ an hervorragender Stelle¹¹⁴ abdruckte:

*Weiter. Weiter. Drüben schreit ein Kind.
Laß es liegen, es ist halb zerrissen.
Häuser schwanken müde wie Kulissen
durch den Wind.*

*Irgendjemand legt mir seine Hand
in die meine, zieht mich fort und zittert.
Sein Gesicht ist wie Papier zerknittert,
unbekannt.*

*Ob du auch so um dein Leben bangst?
Alles andre ist schon fortgegeben.
Ach, ich habe nichts mehr, kaum ein Leben,
nur noch Angst.*

Fünfzehn Jahre später überraschte die Lyrikerin mit einem Vers, den sie »Unterwegs« nannte und der einen neuen Ton in der doch damals zumeist rückwärtsgewandten und verklärenden Vertriebenen-Lyrik anschlug¹¹⁵:

*Warum willst du zurück? Auf den Herzen liegt Schnee,
und die Augen der Freunde wurden versiegelt.
Dein Weg ist mit Dornen und Tränen verriegelt;
jede Heimkehr tut weh.*

*Überwucherte Leere. Die Zeit ging zugrund.
Selbst die blutenden Brunnen sind zugefroren.
Es reden die Toten noch hinter den Toren
mit verschüttetem Mund.*

*Und du folgst diesen Lauten, die trügen und täuschen,
dem Knarren der Tür, den vertrauten Geräuschen,
doch du findest den Eingang nicht mehr.*

*Die Vergangenheit senkt über dir schon die Lider,
und du tatest zurück, und du kehrst doch nicht wieder,
denn es gibt keine Wiederkehr.*

113 Geb. 1899 in Dresden, gest. 1974 in München. Vgl. ebd. S. 822.

114 1945 war Erich Kästner Feuilleton-Redakteur der Neuen Zeitung, eines Blattes der US-Militär-Regierung. Er druckte dieses Gedicht in der Nr. 1 ab.

115 Aus: In den Ellipsen des Mondes, Hamburg/München 1959, S. 27; ebenfalls in: Fluchtlinien – Gedichte seit 1945, München 1978, S. 63.

Der Gedichttitel »Unterwegs« stimmt den Leser darauf ein, daß wir immer unterwegs sind, von Geburt bis zum Tod. Ich erinnere mich einer Schrift, die kurz nach dem Kriege herausgegeben wurde, und die den Titel »Christ unterwegs« trug. Wir kommen von irgendwoher und gehen irgendwohin – und wir waren nicht etwa nur unterwegs, als wir flüchteten oder vertrieben wurden; wir sind immer unterwegs. Dieses kühne Gedicht (»Heim zur Ofenbank keiner wiederkehrt [...]«) sagte allerdings schon vor Jahrzehnten der trügerischen Sicherheit der schlesische Lyriker Friedrich Bischoff¹¹⁶, diese vielleicht befremdliche, aber ehrliche und wahrhaftige Aussage, trifft den Kern der Sache, weil es eine Wiederkehr zu den alten Träumen, Verhältnissen und Zuständen nicht mehr gibt; völlig unabhängig davon, was sich im politischen Raum noch alles ereignen mag.

Nein, eine bequeme oder gar angepaßte Dichterin ist Dagmar Nick niemals gewesen. Zu ihrem 60. Geburtstag erschien der Band »Gezählte Tage«¹¹⁷. In diesen neueren Gedichten geht die Lyrikerin den Wahrnehmungen jenes Prozesses nach, den wir gemeinhin das »Altern« nennen; Veränderungen also, in denen aber noch alle Möglichkeiten des wahrhaftigen Lebens enthalten sind:

*Spätsommer, dieses Gespür
von Abschied voraus.
Hinter dir fällt schon die Tür
ins beschattete Haus.*

*Wind, der die Weite durchmißt;
deine Wege von morgen.
Was du verloren hast, ist
aufs neue zu borgen.*

*Bis der Herbststurm erwacht,
magst du noch draußen zelten,
die Schüsse während der Nacht
brauchen nicht dir zu gelten.*

*Fuchsfallen, im Acker getarnt,
findest du blind.
Erst wenn der Häher dich warnt,
weißt du: die Treibjagd beginnt.*

116 Geb. 1896 in Neumarkt/Schles., bis 1933 Intendant des Breslauer Rundfunks, Schöpfer der »Schlesischen Funkstunde«; Nach 1945 langjähriger Intendant des Südwestfunks Baden-Baden, gest. 1976 in Achern. Vgl. Lexikon der Weltliteratur (wie Anm. 4), S. 186.

117 Waldbrunn 1986 (Lyrikreihe: Das neueste Gedicht – Neue Folge, Bd. 23), Nachwort v. Hans BENDER, (»Treibjagd«), S. 17.

Hans Bender¹¹⁸ stellt zu diesen Gedichten um Sterben und Tod, um das Ende der »Zwischenzeit« fest: *Wer die früheren Gedichte kennt, wird die neuen Gedichte besser verstehen [...]. Wieder sind es Zeugnisse und Zeichen, Bekenntnisse der Verwundbarkeit und der Teilnahme an den Menschen.*

Außer Gedichtbänden¹¹⁹ hat Dagmar Nick noch Hörspiele¹²⁰ und poetisch überhöhte Reisebücher vorgelegt¹²¹.

Ausblick

*Die Schwelle des 20. Jahrhunderts und mit ihm einer verwirrenden, zulänglich vorerst kaum zu klärenden Wortmeldung der nunmehr Geborenen ist erreicht. Jede weitere Darstellung verlöre sich in unvermeidlich sehr persönlichen, sehr subjektiven Hinweisen auf diese, auf jene Autoren. Der eine Betrachter entwirft ein Bild, das von dem jedes anderen erheblich abweichen muß. Und das ist erfreulich; es ist sogar sehr gut, daß je nach Temperament und Geschmack – vielleicht auch nach Einsicht – erwähnungswürdige Namen junger Romanciers, Lyriker, Dramatiker und Essayisten aufgeführt würden; denn solche Urteile sind häufig doch mehr oder minder leidenschaftliche Bekenntnisse. Ob sie vertan, ob sie einst gültig sind: sie deuten auf eine Fülle dessen, was ernstgenommen, was liebgewonnen wurde. Noch immer entzündet der Geist die Geister. Das genügt¹²². Dieser Schlußbetrachtung von Erwin Laaths wäre auch für diese regionale und begrenzte Untersuchung zuzustimmen – auch wenn sein Votum schon nahezu 40 Jahre zurückliegt. Und auch Herbert Wiesner wäre zu zitieren¹²³, der seine Bemühungen um Klärung und Sichtung deutschsprachiger Literatur unserer Tage in die Worte kleidete: *Der Schritt zurück zu den Anfängen dieses Jahrhunderts und der Schritt voraus in die achtziger Jahre, beide zusammen begreifen sich auch als Wechselschritt, als Wechsel von Stand-**

118 Geb. 1919 in Mühlhausen/Kraichgau. Vgl. Lexikon der Weltliteratur (wie Anm. 4), S. 154.

119 Märtyrer, Gedichte, München 1947; Das Buch Holofernes, Gedichte, 1955; Zeugnis und Zeichen, Gedichte, München 1969; Summons and Sign – Poems, 1980 by Jim BARNES, The Chariton Review Press (deutsch-englisch).

120 Die Flucht (1958); Das Verhör (1961); Requiem (1970); sämtlich von Radio Frankfurt gesendet.

121 Einladung nach Israel (1963); Einladung nach Rhodos (1967); Israel – gestern und heute (1968); Sizilien, München 1976; Götterinseln der Ägäis (1981). – Unter den Prosaarbeiten der Autorin ist hervorzuheben: Medea – Ein Monolog, Düsseldorf 1988. 122 Aus: Geschichte der Weltliteratur. Eine Gesamtdarstellung von Erwin LAATHS, München 1953, Kapitel: »Ausblicke – Deutsche Literatur der Gegenwart«, S. 798.

123 Aus: Lexikon der deutschsprachigen Gegenwartsliteratur, begründet von Hermann KUNISCH, fortgef. v. Herbert WIESNER, ergänzt u. erw. v. Sibylle CRAMER, hier: Vorwort v. Herbert WIESNER, München 1987, S. 7 u. 8.

und Spielbein, der Gegenwart als das im Neuen zu vergegenwärtigende Vergangene und das im noch unabgeschlossenen Werk junger Autoren zu Gewärtigende erfahren, erproben und sichern will [...] Wer Literatur nicht liest, um ein Klassenziel zu erreichen oder Bildung als festverzinsliches Kapital anzuhäufen, wird da zu lesen beginnen, wo er einen neuen Ausdruck seiner Lebenssituation vermutet.

All diese ins Allgemeine zielenden – wenn auch durchaus richtig gestellten und beantworteten – Fragen entheben nicht der hier zwangsläufig aufkommenden speziellen Frage, wie es denn nun weitergehen soll und werde mit Literatur, evangelischer zumal, aus schlesischer Wurzel und Tradition. Zugegeben, eine schwierige Frage.

Das Land existiert weiter. Ich weiß, daß sich dort manche dichterische Stimme heute und morgen erhebt, schon erhoben hat, die – in ihrer mir nicht geläufigen polnischen Sprache oder in anderen Sprachen – die Eigenheiten, charakteristischen Besonderheiten und vielleicht auch Vergangenheiten schildert und dem Leser nahebringt.

Und nicht nur das. Auch den menschlichen Alltag mit der unablässigen Hoffnung, Liebe, Treue, Beständigkeit; mit der Erfahrung des Schmerzes, der Enttäuschung, der Vergänglichkeit. Vielleicht wundern wir uns, zu erfahren, wie nahe uns derartige dichterische Empfindungen sind; wie sehr wir uns selber entdecken in solchen literarischen Stimmen und Zeugnissen. Nach derartigen zeitlichen Abläufen, wie wir sie erleben, entwickelt sich wiederum Tradition, neues Leben, Literatur – ob wir das zur Kenntnis nehmen oder nicht, ob wir das mögen oder verdrängen.

Für uns, für unsere Generation der Kriegserfahrenen, der Heimatvertriebenen, der an Leib und Seele Versehrten, bleibt vielleicht nur die Erinnerung. Und ich meine das ganz unpathetisch, nicht idealisiert oder glorifiziert; ja, sagen wir: sachlich – soweit sich menschliche Erinnerung überhaupt versachlichen und konkretisieren läßt.

Am Beispiel Jochen Kleppers¹²⁴ hat Arno Lubos¹²⁵ die »Zentralfrage der modernen christlichen Dichtung«¹²⁶ wie folgt umrissen: *Wie kann der Mensch inmitten des Grauens, der Wirklichkeit des Schreckens, der leiblichen wie seelischen Anfechtung, inmitten von Qual und Martern bestehen?* Jochen Klepper hat uns in einer Handvoll schlichter und einfacher Verse die

124 1903 in Beuthen an der Oder geboren, 1942 in Berlin Freitod. Vgl. Lexikon der Weltliteratur (wie Anm. 4), S. 510.

125 Arno LUBOS, *Linien und Deutungen. Vier Abhandlungen über schlesische Literatur*, München 1963, S. 9.

126 Aus: *Wege der deutschen Literatur – Eine geschichtliche Darstellung von Hermann GLASER, Jakob LEHMANN u. Arno LUBOS*, Frankfurt-Berlin 1961 (Ullstein Buch Nr. 323/324), S. 302.

Antwort hinterlassen, über sein eigenes Schicksal und über seine unselige Zeit hinaus. Seine »geistlichen Lieder«¹²⁷ beinhalten das, was wir meinen und denken, wenn wir von evangelischer Dichtung aus den östlichen Provinzen, von ihren Fährnissen und ihren Verheißungen in unserer bewegten Zeit reden¹²⁸:

*Der du die Zeit in Händen hast,
Herr, nimm auch dieses Jahres Last
und wandle sie in Segen.*

*Nun von dir selbst in Jesu Christ
die Mitte fest gewiesen ist,
führ uns dem Ziel entgegen.*

*Da alles, was der Mensch beginnt,
vor seinen Augen noch zerrinnt,
sei du selbst der Vollender!
Die Jahre, die du uns geschenkt,
wenn deine Güte uns nicht lenkt,
veralten wie Gewänder.*

*Wer ist hier, der vor dir besteht?
Der Mensch, sein Tag, sein Werk vergeht;
Nur du allein wirst bleiben.
Nur Gottes Jahr währt für und für,
drum kehre jeden Tag zu dir,
weil wir im Winde treiben.*

*Der Mensch ahnt nichts von seiner Frist.
Du aber bleibest, der du bist,
in Jahren ohne Ende.
Wir fahren hin durch deinen Zorn
und doch strömt deiner Gnade Born
in unsre leeren Hände.*

127 Vgl. Jochen KLEPPER, Neujahrslied; Evangelisches Kirchengesangbuch 1958, Hauptteil, Lied Nr. 45.

128 Vgl. Gerhard RADEMACHER, Von Eichendorff bis Bienek – Schlesien als offene literarische »Provinz«, Studien zur Lyrik schlesischer Autoren des 19. und 20. Jahrhunderts, Wiesbaden 1993 (Studien der Forschungsstelle Ostmitteleuropa an der Universität Dortmund 9), S. 460 ff. – Die Reihe Studien der Forschungsstelle Ostmitteleuropa wird hg. v. Jochen HOFFBAUER (geb. 1923 in Geppersdorf-Liebenthal/Niederschlesien, Eichendorff-Literaturpreis 1963, Ostdeutscher Hörspielpreis 1970, Lyrik – Prosa – Essay, Letzte Publikation: »Schwalbental. Eine Jugend in Schlesien«, Roman, Husum 1991).

*Und diese Gaben, Herr, allein
laß Wert und Maß der Tage sein,
die wir in Schuld verbringen.
Nach ihnen sei die Zeit gezählt;
was wir versäumt, was wir verfehlt,
darf nicht mehr vor dich dringen.*

*Der du allein der Ewge heißt
und Anfang, Ziel und Mitte weißt
im Fluge unsrer Zeiten:
Bleib du uns gnädig zugewandt
und führe uns an deiner Hand,
damit wir sicher schreiten.*